

universitas

AVRIL 2014 | 03 LE MAGAZINE DE L'UNIVERSITÉ DE FRIBOURG, SUISSE | DAS MAGAZIN DER UNIVERSITÄT FREIBURG, SCHWEIZ

People

Portraits
Parcours
Souvenirs

125

Edito

Chère Université de Fribourg, tu célèbres ton jubilé en large compagnie, à la rencontre des petits et des grands dans la capitale fribourgeoise, le Canton et toute la Suisse. Tu en profites pour te présenter et «partager les savoirs», car ce qui se passe entre tes murs a un impact sur la société et que cette dernière est le terrain de tes recherches et de ton enseignement.

A cette occasion, notre rédaction a voulu te faire un cadeau, t'organiser un petit souper de famille, en quelque sorte. Une réunion intimiste, mais pas élitiste, puisque, à l'image de la famille moderne, tes *alumni* sont issus de tous les horizons et essaient dans les domaines les plus divers. Nous ne présentons pas un choix exemplaire, mais un éventail de possibilités. 18 personnalités qui se consacrent aujourd'hui au sport, à l'économie, la religion, l'écriture, au cinéma et même... aux autres, tout simplement; et 21 autres qui ont marqué les pages de nos éditions et dont nous proposons de (re)découvrir quelques propos. Imagine quelle discussion passionnante ces *people* pourraient avoir autour d'une table... En attendant, ils ont accepté de nous rencontrer pour parler de leurs ambitions, de leurs défis... Et aussi un peu de toi, leur principal point commun: qu'ils t'aient fréquentée dans les années 60 ou qu'ils aient quitté tes bancs il y a deux ans, tous relèvent l'importance de la proximité, entre étudiants et avec les professeurs, que crée la dimension de ton institution. Ils relèvent ton atmosphère multiculturelle, l'importance de ton bilinguisme, la particularité de pouvoir feuilleter la NZZ et l'Hebdo dans le même café, comme le faisait Susanne Wille. Travailler en petit groupe permet de prendre part à des débats, oblige à formuler un avis constructif et à développer un esprit critique, se rappellent aussi bien Werner de Schepper que Christian Levrat. Des années d'étude, il reste le souvenir des cours et des examens (n'est-ce pas Madame Chassot?), mais aussi celui des premiers pas vers l'indépendance, comme le soulignent Gustav Stenbolt et Paolo Cornaro; des moments récréatifs passés dans cette ville aux allures de grand campus, où les étudiants se sentent comme à la maison. Ou comment, parfois – comme pour Giusep Nay – le goût des études peut devenir celui de la fameuse entrecôte café de Paris de l'ancien Café romand.

Alors, oui, chère Unifr, ton esprit s'exporte et s'épanouit, sois-en fière, puisqu'ils le sont, eux.

Au nom de la rédaction
Farida Khali

Inhalt



Extrait du portrait de Nathalie Brugger, voiliste et ancienne étudiante en Sciences du sport de l'Université de Fribourg, dont est tirée l'image de couverture.

8 dossier > People

4 fokus: Den Mutigen die Welt
Guido Vergauwen, Rektor der Universität Freiburg

6 fokus: Grand Romont et petite Rome
Jean-Pierre Siggen, directeur de l'Instruction publique, de la Culture et du Sport du Canton de Fribourg

Wir danken den «Freiburger Nachrichten» und der Kanisiusdruckerei für ihre grosszügige Unterstützung zur Umsetzung der vorliegenden Spezialausgabe des Wissensmagazins *universitas*.

Concept couverture: Caroline Brügger, alors.ch
Photos du dossier: Frédéric Marro, alors.ch

Den Mutigen die Welt

Vor 125 Jahren hat der Grosse Rat des Kantons Freiburg die Gründung der Universität Freiburg beschlossen. Wir feiern diesen Geburtstag zusammen mit der Bevölkerung und unseren Alumni, denen dieses Jubiläumsheft gewidmet ist. Guido Vergauwen



In Kürze

Guido Vergauwen ist seit 2007 Rektor der Universität Freiburg. Er ist ordentlicher Professor für Fundamentaltheologie.

Durch das ganze Jahr 2014 feiert die Universität Geburtstag, indem sie die Begegnung zwischen der Wissenschaft und der Bevölkerung sucht, ihre Türen für Publikumsveranstaltungen öffnet und alle Bezirke des Kantons Freiburg sowie sämtliche Sprachregionen der Schweiz mit einer mobilen, interaktiven Ausstellung besucht.

Ein Wagnis zahlt sich aus

Man führe sich vor Augen, welchen Mut vor 125 Jahren die Gründergeneration der Universität und das Parlament des damals noch ländlichen, armen Kantons Freiburg aufbrachten, als sie das Abenteuer einer Lehr- und Forschungsinstitution mit internationalem Anspruch und hohen akademischen Ambitionen wagten. Heute dürfen wir feststellen: Dieser Mut war gerechtfertigt! In den vergangenen 125 Jahren hat die Universität massgeblich zum fundamentalen Wandel ihres Trägerkantons beigetragen. Freiburg als Kanton ist längst im Herzen der modernen Schweiz angekommen, mit einer im nationalen Vergleich jungen Bevölkerung und dem damit einhergehenden Potenzial, mit gesunden öffentlichen Finanzen und mit Vertreterinnen und Vertretern im Bundesparlament, die eine wichtige Schlüsselrolle als zweisprachige Vermittler der «Idée Suisse» spielen. Ein beachtlicher Teil von ihnen sind ehemalige Studierende der Universität Freiburg, die im Bundeshaus auf zahlreiche Ratskolleginnen und -kollegen treffen, die ebenfalls in Freiburg studiert haben. Wie ihr Trägerkanton ist auch die Universität Freiburg auf der Höhe der Zeit, unerlässlicher Bestandteil der nationalen Bildungs- und Forschungslandschaft mit einer Brückenfunktion zwischen den romanischen und deutschsprachigen Landesteilen.

Die Herkunft der Professorenschaft und der Studierenden an der Universität Freiburg aus über 100 Nationen sichert der Universität Freiburg einen festen Platz in der weltweit vernetzten Wissenschaftslandschaft.

Geteiltes Wissen

Die Universität als «Zukunftswerkstatt» – dieses Bild wollen wir im Jubiläumsjahr 2014 einem breiten Publikum vermitteln, und zwar unter dem zweisprachigen Motto «Partager les savoirs. Gemeinsam Wissen schaffen». Neues Wissen wird an unserer Universität seit 125 Jahren in der Forschung in der ganzen Bandbreite der akademischen Disziplinen geschaffen, und genauso wichtig: Das Wissen wird geteilt und mitgeteilt, indem jedes Jahr etwa 2000 junge Menschen ihr Studium bei uns aufnehmen und eine ebenso grosse Zahl die Universität mit einem Abschluss verlässt. Wir sind überzeugt: Menschen, die ein Diplom der Universität Freiburg in der Tasche haben, sind einerseits gut auf die intellektuellen Herausforderungen ihres weiteren Lebenswegs vorbereitet, andererseits können sie sich in ihren Studienjahren auch als Individuum weiter entwickeln. Ausgestattet mit einem offenen Geist, bereit Verantwortung zu übernehmen und mit einem hohen ethischen Anspruch an das eigene Handeln – so stellen wir uns idealtypisch die Alumni der Universität Freiburg vor.

Mit Rang und Namen

Die vorliegende Jubiläumsausgabe von *universitas*, dem Wissenschaftsmagazin der Universität Freiburg, porträtiert 18 Persönlichkeiten mit unterschiedlichsten Profilen und Lebenswegen. Ihnen allen gemeinsam ist das Studium an der *Alma mater Friburgensis*.



Von der Universität ins Leben: Der Werdegang eines jeden Alumnus und einer jeden Alumna ist Zeugnis des an ihrer Alma Mater erworbenen Wissens – und damit massgebend für den Ruf einer Universität.

Wie wir wissen, ist die Universität Freiburg Studienort zahlreicher Bundesräte gewesen, und zwar buchstäblich seit der ersten Stunde: Der spätere Tessiner Bundesrat Giuseppe Motta schrieb sich im Gründungsjahr der Universität 1889 zum Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg ein. 22 Jahre später wurde er in die Landesregierung gewählt. Seither besteht eine nahezu ungebrochene Tradition einer Vertretung von Alumni der Universität Freiburg im Bundesrat. Gegenwärtig ist es Bundesrätin Simonetta Sommaruga, die einige Semester italienische und spanische Literatur an unserer Universität studierte, ehe sie entschied, sich am Freiburger Konservatorium zur Konzertpianistin ausbilden zu lassen. Auch das «achte Bundesratsmitglied», Bundeskanzlerin Corina Casanova, hat in Freiburg studiert. Ähnlich eindrücklich ist die Präsenz der Absolventinnen und Absolventen der Universität Freiburg am Bundesgericht: eine lange Reihe von Bundesrichterinnen und Bundesrichtern hat ihr juristisches Rüstzeug an unserer Fakultät erworben, und aktuell nicht weniger als ein Viertel aller Gerichtsschreiberinnen und Gerichtsschreiber des obersten

Schweizer Gerichts haben einen Freiburger Abschluss.

Gemeinsamer Nenner

Ein ehemaliger Bundesrichter gehört denn auch zu den im vorliegenden Heft porträtierten Persönlichkeiten. Dabei ist er in höchst vielfältiger und spannender Gesellschaft: Eine junge Unternehmerin ist ebenso vertreten wie die Chefin der Schweizerischen Post, eine Spitzensportlerin oder eine TV-Journalistin, ein Gefängnisdirektor und ein Filmemacher ebenso wie Politikerinnen und Politiker, Inhaber und Leiter grosser wie kleiner Unternehmen und der amtierende Bischof von Arabien. Diese Vielfalt der erfolgreichen Wege, welche ehemalige Studierende der Universität Freiburg in ihrem Leben eingeschlagen haben, belegt auf eindrucksvolle Weise, wie richtig die Gründer der Universität vor 125 Jahren mit ihrem Mut lagen. Gleichzeitig ist diese Vielfalt ein Anlass zur Zuversicht für die nächsten 125 Jahre! ■

Grand Romont et petite Rome

Les mots de Léon Savary gardent leur croustillant encore aujourd'hui: pour son 125^e anniversaire, l'Université de Fribourg peut se réjouir de représenter un véritable trait d'union entre Madrid et Varsovie. Jean-Pierre Siggen



En bref

Ce texte est tiré de l'allocution du Conseiller d'Etat Jean-Pierre Siggen, directeur de l'Instruction publique, de la Culture et du Sport du Canton de Fribourg, prononcée à l'occasion de la manifestation inaugurale du Jubilé 125 de l'Université de Fribourg.

Eteindre d'un coup 125 bougies? Voilà qui relève de l'exploit! J'aurais pu demander à un scientifique présent dans cette salle de calculer si cette performance est à ma portée! Ou aux quelque 10'000 étudiants et étudiantes de notre *Alma mater* de me prêter main forte!

En 1889, un homme n'a en tout cas pas manqué de souffle. Et je dirais même qu'il a eu du toupet. Je veux parler du Conseiller d'Etat Georges Python, fils d'agriculteur doublé d'un fervent catholique, chef de file de «La République chrétienne». Un grand personnage aux origines terriennes qui avait l'habitude de lever les yeux au ciel pour se recueillir avant d'agir.

En pleine crise économique, il a l'audace de fonder l'Université de Fribourg en lui assurant un financement très original pour l'époque. Par cet acte fondateur, cet homme d'Etat autoritaire veut donner une impulsion majeure au rayonnement de la pensée catholique et au développement économique du canton. A la fin du 19^e siècle, Fribourg a une cathédrale et des églises en suffisance où asseoir ses fidèles. Elle a aussi les ponts suspendus de l'ingénieur français Joseph Chaley. Mais il lui faut davantage en des temps où cette terre essentiellement rurale exporte bon nombre de ses enfants faute de pouvoir les nourrir tous. Sous nos cieux en effet règnent souvent disette et pauvreté.

Projet visionnaire

Georges Python n'est pas un rêveur qui se perd dans l'azur du ciel, mais c'est un visionnaire. Il s'interroge sur l'avenir de son pays. Son esprit navigue entre la terre de ses réalisations – de son ambition, peut-être aussi! – et le ciel de ses visions. Sous

son impulsion, une faculté des sciences s'installe dans une ancienne usine de wagons du Plateau de Pérolles, qui n'est à la fin du 19^e siècle qu'un vaste pré ponctué de quelques rares fabriques. Mais l'électrification du barrage de la Maigrauge en 1890 donne l'irréversible élan du progrès et de l'industrialisation moderne. Grâce aux idées de ses enfants, la terre fribourgeoise amorce les mutations des siècles à venir.

Fierté fribourgeoise

En 2014, cette impulsion décisive se traduit par le rayonnement de cinq facultés: suivant le droit et la théologie, viennent s'ajouter les sciences, mais aussi les lettres et les sciences économiques et sociales. Sortent de cette *Alma mater studiorum* des diplômés célèbres: intellectuels, chercheurs, hommes d'Etat, conseillers fédéraux ou évêques connus et reconnus. Leurs travaux scientifiques font la fierté non seulement du Directeur de l'Instruction publique, du Recteur et du corps professoral universitaire, mais aussi de tous les citoyens et citoyennes fribourgeois votant quand il le faut les crédits essentiels à cet essor.

La terre de Fribourg fait s'élever la connaissance des érudits dont bon nombre proviennent d'autres cantons, voire d'autres pays d'Europe et du monde. La terre de Fribourg féconde les idées venues de cieux les plus divers et métissés, n'en déplaise à quelques-uns. La terre de Fribourg existe par les penseurs dont elle forge le savoir. Il fait bon y vivre et y étudier. Entre terre et ciel.

Politiker in der Pflicht

Die Universität als Vermittlerin von Wissen muss gewissermassen den Blick nach oben richten und gleichzeitig den

Horizont im Auge behalten. Sie wirft einen kritischen Blick auf die weltbewegenden gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Ereignisse. Wenn ich das Programm unserer *Alma mater* lese, bedauere ich es, dass ich nicht mehr Zeit habe, um die spannenden Vorlesungen zu besuchen. Hochaktuell ist die derzeit laufende Ringvorlesung «Lernen aus der Krise», die sich mit der Fähigkeit europäischer Länder, befasst, aus den Krisen der Vergangenheit zu lernen. Kooperationsabkommen, zum Beispiel dasjenige, das jüngst mit dem Institut d'Etudes Avancées (IEA) von Nantes abgeschlossen wurde, zeugen davon, dass die Universität stets bestrebt ist, die Beziehungen mit den Fakultäten der europäischen Universitäten zu stärken. Dass die Schweiz in der Innovation führend bleibt, ist von grosser Wichtigkeit. Die Annahme der Initiative gegen die Masseneinwanderung durch das Schweizer Stimmvolk wird unsere Beziehungen mit den Ländern der Europäischen Union beeinflussen. Sollte der Forschungsplatz Schweiz unter möglichen Einschränkungen der Personenfreizügigkeit leiden, ist es Sache von uns Politikerinnen und Politikern, angemessene Lösungen zu finden.

Esprits ouverts

N'oublions pas que nous avons tout à apprendre de nos voisins et que de l'étranger ne viennent pas que des tourments. Permettez-moi un clin d'œil. J'ai lu avec intérêt dans une récente publication du Département de biologie de l'Université de Fribourg que l'ambrosie, terrible plante invasive, allait pouvoir être combattue par un coléoptère asiatique. Débarqué d'Italie via l'aéroport de Milano Malpensa, il aurait franchi la frontière tessinoise incognito...

Cédant parfois à un obscurantisme identitaire, la pensée occidentale doit lutter contre l'irrationnel, défendre les libertés individuelles et communes. Voilà pourquoi la théologie, l'éthique ou la philosophie doivent rester des domaines de recherche de premier plan dans une université dont le maître-mot est l'ouverture.

A ce propos, il me vient à l'esprit un passage de l'écrivain Léon Savary sur Fribourg. Sa vision date de 1929, mais elle est croustillante

malgré quelques images éculées: «Il y a le Fribourg «bolze», le Fribourg de la petite vie [...] Et il y a le Fribourg international, «pythoniste», celui de l'Université [...] Il y a le Fribourg qui se méfie de tout ce qui est étranger et le Fribourg qui unit Madrid à Varsovie; [...] le Fribourg fermé et replié sur lui-même et le Fribourg ouvert sinon à l'Europe, du moins à la chrétienté; le Fribourg qui est un grand Romont et le Fribourg qui est une petite Rome» (Fribourg, 1929).

Fêter ensemble

J'aimerais bien que Léon Savary puisse observer le Fribourg d'aujourd'hui. Surtout à l'heure où sonne le début des cours. Dans le bruyant déplacement de la foule métissée de milliers d'étudiants convergeant vers leurs classes, il verrait que Fribourg unit bel et bien Madrid à Varsovie, voire au-delà. Telle est la mission de notre Université en terre fribourgeoise: unir sous nos cieux par le savoir les intellectuels du monde entier.

En ce jour d'inauguration des festivités du 125^e anniversaire de l'Université, j'aimerais exprimer au nom du Conseil d'Etat toute la fierté qui est la nôtre d'avoir sur son territoire une *Alma mater* réputée loin à la ronde. En tant que Directeur de l'instruction publique, de la culture et du sport, je suis très honoré que mon entrée en fonction en cours de législature me permette de vivre «de l'intérieur» cette commémoration qui s'ouvre largement au public au travers de quelque 150 événements répartis tout au long de l'année. Je transmets toute ma gratitude aux quelque 400 membres de la communauté académique qui participent à ce projet et aux nombreux sponsors qui soutiennent financièrement les manifestations du 125^e!

Joyeux anniversaire à tous et toutes! ■

People

- | | | |
|----|--------------------|---|
| 10 | Paul Hinder | «The smiling Bishop»
Elsbeth Flüeler |
| 13 | Christophe Dubi | La sérénité au service de grandes visions
Philippe Neyroud |
| 16 | Susanne Wille | Erst studieren, dann moderieren
Claudia Brühlhart |
| 19 | Gustav Stenbold | Un grand pas vers l'indépendance
Farida Khali |
| 22 | Werner de Schepper | «Es braucht mehr fröhliche Sünder»
Jean-Luc Brühlhart |
| 25 | Patrick Aebischer | Donner du rêve à l'académie des sciences
Philippe Neyroud |
| 28 | René Brühlhart | Ein heisser Stuhl im Vatikan
Andreas Minder |
| 31 | Isabelle Chassot | Exigence, humanisme et ouverture
Anne-Sylvie Mariéthoz |
| 34 | Christian Frei | «Einmal angebissen, lasse ich nicht mehr los»
Nathalie Neuhaus |
| 37 | Dominique Guinard | Prendre son envol à Fribourg
Patricia Michaud |
| 40 | Ana Rahn Erden | Gerechtigkeit in den Genen
Claudia Brühlhart |
| 43 | Christian Levrat | Du bénévolat au Conseil aux Etats
Magali Jenny |
| 46 | Elmar Ledergerber | «Dorthin, wo etwas bewegt wird»
Jean-Luc Brühlhart |
| 49 | Paolo Cornaro | Une banque de valeurs
Farida Khali |
| 52 | Susanne Ruoff | «Einen männlichen CEO fragt man dies nicht»
Astrid Tomczak-Plewka |
| 55 | Nathalie Brugger | Vivre l'uni comme un challenge sportif
Camille Tissot |
| 58 | Guisep Nay | «Da musste ich hinstehen»
Elsbeth Flüeler |
| 61 | François Vallat | L'humain en point de mire
Magali Jenny |
| 64 | | flashback |



«The smiling Bishop»

Paul Hinder ist seit 2004 Bischof in Arabien und steht einer Migrantenkirche mit einer Million Katholiken vor. Er hat von 1971-74 an der Universität Freiburg in Kirchenrecht promoviert. Elsbeth Flüeler

In Kürze

Paul Hinder wurde 1942 in Lanterswil-Stehrenberg (TG) geboren. 1962 trat er dem Kapuzinerorden bei und begann das Ordensstudium. 1969 begann er sein Studium des Kirchenrechts in München, 1970 wechselte er an die Universität Freiburg, wo er das Studium abschloss und 1976 promovierte. Paul Hinder hat verschiedene Ämter innerhalb des Kapuzinerordens bekleidet. Ab 1989 war er Provinzial der Schweizer Kapuziner, 1994 bis 2003 in der Generalleitung des Kapuzinerordens. Seit 2004 ist er Bischof in Arabien und wohnt in Abu Dhabi. 2008 wurde er vom Papst in den Päpstlichen Rat der Seelsorge für die Migranten und Menschen unterwegs berufen.

Bischof Hinder, als Kapuziner sind Sie der Bruder Paul. Gleichzeitig ist Paul aber auch Ihr weltlicher Taufname. Wie ist denn das mit dem Ordensnamen?

Bis im April 1970 hiess ich Optat. Denn als ich 1962 ins Kloster eintrat, hatte die Schweizer Kapuzinerprovinz noch 800 Ordensleute und alle mussten einen anderen Namen tragen. Da war die Auswahl klein, wenn man nicht das Glück hatte, dass einer gestorben war mit einem einigermaßen vernünftigen Namen. Optat heisst: der Erwünschte.

Und Ihre Wünsche, gingen diese mit dem Eintritt ins Kloster in Erfüllung?

Ganz ursprünglich wollte ich Missionar werden. Gegen Schluss meines Ordensstudiums im Kloster Solothurn zeichnete sich aber ab, dass ich in der Ausbildung der Kapuziner eingesetzt werden sollte.

Sie hatten keine Wahl?

1968, am Pfingstsonntag, nach der Komplet, rief der Studienpräfekt mich zu sich und sagte: «Pater Optat, wärst du bereit, Kirchenrecht zu studieren?» Ich habe leer geschluckt und gesagt: «Ich würde fürs Leben gern an die Universität gehen – aber nicht Kirchenrecht!» Die Antwort des Studienpräfekten habe ich später oft zitiert: «Wer Kirchenrecht gerne studiert, den sollte man das nicht studieren lassen. Es braucht eine gewisse Distanz zu dieser Materie.»

Das ungeliebte Kirchenrecht war also das Ticket für ein Studium an der Universität.

Nach Ostern 1969 begann ich an der kirchenrechtlichen Fakultät der Universität München das Fachstudium. Ich fühlte mich dort aber nicht zuhause und bat deshalb, den Studienort wechseln zu können.

Und dann ging es in Freiburg weiter.

Ja, ab April 1970. Ich machte das Lizenziat in Theologie in einem abgekürzten Verfahren. 1971 fasste ich dann die Doktorthese bei Eugenio Corredo über die Grundrechte in der Kirche. Ich war sein erster Doktorand und bis 1974 sein erster Assistent – er hatte ja auch keine grosse Wahl – und half das Institut für Kirchenrecht aufzubauen. 1976 promovierte ich. Mit dem Übertritt nach Freiburg nahm ich übrigens auch meinen Taufnamen wieder an. Das war nach dem Konzil und mit den neuen Ordenssatzungen möglich.

Und das Leben als Student?

Ich musste nur mehr einen kleinen Teil der Vorlesungen machen und war deshalb wenig an der Universität. Ich lebte ja im Kloster an der Murtengasse und war neben der Universität als Ordensbruder eingespannt. Ich war dort zuständig für den Ordensnachwuchs aus der Romandie und begleitete Schwestern verschiedener Kongregationen.

Was sind Ihre prägenden Erinnerungen an die Zeit, als Sie in Freiburg waren?

Es war die Zeit nach 1968, eine Zeit des Umbruchs. Ich erlebte die sogenannte Pförtner-Affaire, die Spannungen, die sie verursachte.

Was war der Grund?

Prof. Stefan Pförtner hat sich für eine offenere Sexualmoral ausgesprochen. Das hat damals eine riesige Kontroverse ausgelöst und den Widerspruch des Bischofs und des römischen Lehramtes herausgefordert.

Sicher keine einfache Situation für Sie als Kapuziner, Kirchenrechtler und Assistent des konservativen Corredo?

Natürlich war ich als Kirchenrechtler und ►



Doktorand bei Prof. Corecco einem zusätzlichen Spannungsfeld ausgesetzt. Ich habe aber gute Erinnerungen an die interfakultäre Zusammenarbeit und an die Lebendigkeit und Kreativität der Auseinandersetzungen.

Und das Kirchenrecht? Konnten Sie Ihr Wissen später denn anwenden?

Von 1974 bis 1981 habe ich am Ordensstudium der Kapuziner in Solothurn Kirchenrecht doziert. Der Orden hat mir aber sehr bald Leitungsaufgaben übertragen und das Theologiestudium der Kapuziner wurde 1981 geschlossen. So war ich schliesslich nur wenige Jahre als Dozent tätig. Ich wurde stattdessen Regionalrat, dann Regionaloberer, später Provinzial und 1994 Mitglied der Generalleitung der Kapuziner. In diesen Aufgaben war die Ausbildung in Kirchenrecht immer sehr nützlich.

Und heute?

Als Bischof bin ich vor allem mit Personalfragen und mit der Seelsorge befasst. Ich habe in meinem Leben nie so viel gepredigt und war nie so nahe bei den Leuten wie jetzt.

Wer gehört zu Ihrer Diözese?

Das Apostolische Vikariat von Süd-Arabien umfasst die Vereinigten Arabischen Emirate, Oman und Jemen mit 15 Pfarreien. Wir sind 55 Priester und betreuen eine Million katholische Gläubige. Zwei Beispiele: In der Marienpfarre in Dubai gehen wöchentlich 70'000 Gläubige zur Messe, in Abu Dhabi sind es um die 40'000. Tendenz steigend. Mehr als 1000 Personen, Frauen und Männer, sind als Katecheten tätig. Viele Hunderte stehen als Kommunionshelfer, Ministrierende, Lektoren, Chormitglieder, Ordnungsdienste im Einsatz. Es ist eine Migrantenkirche. Die Leute sind mehrheitlich Gastarbeiter und stammen vor allem aus Indien und den Philippinen. Die Kirche übernimmt bei uns eine wichtige soziale Funktion.

Zu Ihren Gläubigen gehören auch katholische Orientalen wie die Syro-Malabaren, Syro-Malankaren, Melkiten oder Maroniten. Für Sie fremde Kulturen.

Selbstverständlich hätten alle diese Glaubensgemeinschaften gerne einen eigenen Bischof. Unter anderen Verhältnissen wäre dies auch normal. Aber in der unbeständigen Situation der Golfregion und dem konkreten Umfeld des Islam ist das so besser. Als Europäer und Schweizer habe ich eine gewisse Äquidistanz. Ein Inder würde in den innerindischen Spannungen aufgerieben; ein Filipino hätte Mühe, sich gegenüber

Indern und arabischen Christen durchzusetzen. Ich bemühe mich, die Konflikte, die es mit den Hierarchien *back home* gibt, zu entschärfen.

Und wie ist die politische Situation in Ihrer Diözese?

In Jemen ist die Lage sehr kritisch. In den Vereinigten Emiraten und in Oman haben wir die begrenzte Kultusfreiheit. Die Auflagen sind streng. Wir sind verpflichtet, die Gottesdienste innerhalb der Liegenschaften abzuhalten, die uns für diesen Zweck gegeben sind.

Gelingt es Ihnen denn, sich für Ihre Leute einzusetzen?

Meine Wirkungsmöglichkeiten sind begrenzt. In diesen Ländern kann der Kirchenfürst nicht auf Augenhöhe mit dem Staatsoberhaupt verhandeln. Ich bemühe mich aber, mit den Regierungsinstanzen eine korrekte Beziehung auf der Sachebene zu pflegen.

Rückblickend ging Ihr Traum vom Missionar doch noch in Erfüllung. Das Reisen und das Kennenlernen anderer Völker scheinen in Ihrem Leben ein Leitmotiv.

Dreiviertel meines Kapuzinerlebens war ich unterwegs. Als Provinzvikar in der Schweiz, später im deutschsprachigen Raum, ab und zu in Europa. Als Provinzial dann bei unseren Missionaren: in Indonesien, in verschiedenen Ländern Afrikas und in Lateinamerika. Heute als Bischof reise ich vergleichsweise weniger und in einem eher begrenzten Raum.

Sie werden dieses Jahr 72 Jahre alt. Mit 75 Jahren treten Bischöfe zurück.

Mein Vorgänger wartete drei Jahre auf eine Nachfolge. Das könnte auch mir blühen. Wenn es soweit ist, werde ich in die Schweizer Provinz zurückkehren und als Altbischof ein normales Kapuzinerdasein führen. Ich hoffe es. Seit 34 Jahren stehe ich ununterbrochen in leitender Verantwortung.

Was werden Sie als Erfahrung aus dem Mittleren Osten mitnehmen?

Ich würde gerne von der «Jömerlikirche» wegkommen und etwas mehr Freude in und an der Kirche finden, so wie ich das in der Migrantenkirche im Mittleren Osten erlebe.

Getreu Ihrem Wahlspruch als sie zum Bischof geweiht wurden: *justitia et pax et gaudium*.

Genau. In meiner Diözese nennt man mich «the smiling bishop». ■

La sérénité au service de grandes visions

Christophe Dubi, directeur exécutif des Jeux Olympiques, revient sur ses années fribourgeoises et leur impact sur sa carrière, avant de s'envoler pour le Brésil, puis Sotchi. En toute simplicité et en forme olympique. Philippe Neyroud

En bref

A 44 ans, Christophe Dubi est le directeur exécutif pour les Jeux Olympiques du CIO. Entre 1990 et 1994, il étudie l'économie politique à l'Université de Fribourg. Il décrit l'obtention de sa licence comme un «petit exploit», puisqu'il est le premier dans sa famille à recevoir un titre universitaire. «Mon cursus ne fut pas celui d'un premier de classe! Toutefois, je garde de mes années d'études un sentiment de quiétude et de sérénité, lié au cadre et aux gens. L'Université de Fribourg ne se place pas dans un tourbillon, au contraire, c'est une institution ancrée, ouverte sur la complexité du monde, avec une histoire forte et de solides valeurs. Mes professeurs Joseph Deiss, Gaston Gaudard, Bernard Dafflon et Jean-Jacques Friboulet savaient poser des matières ardues de manière simple et concrète avec cette passion qui fait, à mes yeux, toute la différence.» Deux autres dates-clé dans sa vie? Ses premiers Jeux Olympiques à Nagano en 1998 et, en 2002, la naissance de son fils, Jules.

Christophe Dubi, vous êtes Lausannois. Pourquoi avoir fait vos études à Fribourg?

J'avais de très bons amis à Fribourg, notamment Nicolas Hale-Woods (fondateur du Free Ride World Tour), qui m'ont fait une publicité positive de la ville et de l'Université. De plus, l'organisation des études y offrait plus de flexibilité, avec des vendredis très libres que je pouvais mettre à profit pour le sport.

Un air de province par rapport à la «grande ville»?

Non, ou uniquement dans ce qu'il y a de positif. Faire les trajets au quotidien était un vrai ressourcement, en passant par le Lavaux, la Veveyse, la Gruyère... Chaque jour un enchantement!

Comment avez-vous vécu la ville de Fribourg?

A vrai dire et à regret, fort peu. Je m'entraînais alors beaucoup au hockey et j'ai passé à côté des richesses de sa vie sociale et culturelle.

Y avait-il des éléments dans la structure de l'Université que vous auriez voulu améliorer?

En toute honnêteté, non. Avec du recul, on sait qu'une approche moderne propose plus de travaux pratiques, de cas concrets, de travaux personnels ou en équipe. Dans le contexte de l'époque, l'Université de Fribourg dispensait des cours de grande qualité.

L'institution trouve-t-elle toujours sa place dans vos bons souvenirs?

J'y ai tissé un solide réseau d'amis, aussi parmi mes compagnons de route au quotidien, d'autres Lausannois. Mais ce qui

m'apparaît le plus important est d'avoir côtoyé des professeurs qui, au-delà de l'enseignement technique, nous aidaient à comprendre de façon simple et pratique les problèmes complexes de l'économie au quotidien. Quant à l'obtention de ma licence, elle m'a donné une assurance que je n'avais pas encore. C'est un acquis sur lequel j'ai construit. Enfin, l'un de mes plus forts souvenirs reste cette phrase de Joseph Deiss, si simple et juste, lors la cérémonie de graduation: «Dubi, petite licence, mais des idées bien à vous!».

A vos yeux, quel est le rayonnement naturel de l'Université de Fribourg?

Le fait d'être située à un carrefour linguistique et culturel me paraît une spécificité intéressante pour former les futures élites, suisses en particulier. De taille restreinte, elle peut se permettre une démarche posée et sereine, centrée sur un enseignement de qualité et de proximité, en accompagnement des étudiants.

Votre père, grand hockeyeur, a participé aux Jeux Olympiques de 1972. Quelle influence sur le petit garçon puis le directeur des JO?

Mon père a réussi dans le sport sans se vanter de ses exploits, toujours avec distance. Petit garçon, je me rappelle l'avoir regardé essayer sa tenue des Jeux de Sapporo. Je me disais alors que quelque chose d'important se passait. A son retour, il m'a montré une photo de lui, sur le stade de glace au milieu d'une foule d'athlètes, il a pointé son doigt et m'a dit: «Tu vois, je suis là». Des années plus tard, j'ai compris son sentiment d'avoir participé à un événement exceptionnel. ▶

Y a-t-il autant de magie à participer aux Jeux Olympiques comme organisateur que comme athlète?

La fascination est certes différente, mais bien présente. Les Jeux Olympiques sont probablement la plus grande concentration d'énergie humaine en un temps et un lieu donnés. Pareille mobilisation me fascine: tout ce qui touche à la vie profonde d'une société, les ressources politiques, économiques, sociales, sportives bien sûr, tout est catalysé dans une démarche d'excellence commune. Retourner plus tard dans une ville comme Lillehammer permet de voir à quel point une société en est durablement et positivement transformée.

Après des études en économie politique, pourquoi opter pour le mouvement olympique plutôt que pour une carrière financière ou politique?

Après ma licence j'ai travaillé brièvement dans le secteur immobilier, la finance et l'enseignement. Je cherchais alors des expériences et des personnalités nourrissantes; c'est au sein du mouvement olympique que je les ai trouvées.

Depuis votre entrée au CIO en 1996, votre progression a été remarquable...

J'ai débuté comme stagiaire et décroché mon premier contrat une année plus tard, comme responsable de la coordination des JO. J'ai développé durant 6 ans des outils de gestion de projets, management de risques et gestion des connaissances. Puis je suis devenu directeur exécutif adjoint des Jeux Olympiques. J'ai pu alors m'occuper de stratégie et de projets spéciaux comme les constructions à Athènes. Enfin, depuis 2007, je suis directeur des sports. Mon parcours est éclectique mais, effectué au sein de la même organisation, m'en fait connaître les rouages en profondeur.

Et bientôt ce nouveau challenge: comment l'appréhendez-vous?

Je n'ai jamais postulé pour devenir directeur exécutif des Jeux, on me l'a demandé. Cette situation est confortable, je peux me projeter avec confiance. Mais le défi est de taille. Les Jeux Olympiques appartiennent à tout le monde, dans le sens plein du terme. C'est une belle responsabilité, jamais écrasante: on devient garant de l'idée et de sa réalisation, on le doit aux publics, aux partenaires commerciaux, aux collectivités, aux athlètes, à toute cette énergie mobilisée. Mes années fribourgeoises me rattrapent, je me prépare avec cette sérénité qui m'a tant

plu. C'est ainsi que les idées nouvelles, les grandes visions, se nourrissent le mieux.

Quelles sont vos attentes pour Sotchi?

Que cette édition amène sa pierre à l'édifice historique des JO d'hiver. Plus qu'une région, c'est une nation qui s'ouvre à une activité nouvelle. Il y aura aussi une douzaine d'épreuves supplémentaires, des formats inédits qui plairont certainement aux publics jeunes. Enfin, ces JO briseront certains stéréotypes sur le pays hôte, et sa perception positive en sera renforcée.

Au sein du mouvement, vous avez côtoyé trois présidents fort différents. Qu'avez-vous retenu à leur contact?

Dans la maison, le Président Samaranch a laissé une aura de simplicité, toujours prêt à trouver des solutions avec ses interlocuteurs. De plus, c'était un stratège hors pair. J'ai beaucoup plus côtoyé Jacques Rogge, un monstre de rigueur et de clairvoyance; chirurgien de formation, il l'était aussi dans la planification et l'organisation. Et chez Thomas Bach, j'entrevois déjà une vivacité d'esprit phénoménale, un barreur de cap d'une précision folle et une légèreté dans l'approche humaine. Le trait commun à toutes ces personnalités? La justesse, jamais de critique accablante, toujours la recherche de solutions constructives.

Après plus de 15 ans dans la maison, quel est l'héritage de l'esprit olympique?

Les athlètes peaufinent tous ces petits détails qui permettent d'aboutir à la performance ultime; je cherche à transposer cet état d'esprit au monde professionnel. Visualiser une séance, se projeter dans l'énergie d'une salle, gérer le sommeil et la récupération, planifier les repas, adapter l'intensité de son activité: le quotidien d'un athlète est une voie qui s'imposera bientôt aux managers.

Votre père formait sur la glace la «ligne magique» du LHC. Et vous, quel est le secret de votre succès?

A ma gauche, ma famille et des amis proches, qui ont en commun la simplicité dans la relation et la réflexion, et beaucoup d'humilité par rapport à la réussite: des athlètes, de grands dirigeants, des amis de très longue date. A ma droite, au niveau professionnel, des équipes solides, complémentaires et extrêmement compétentes. Il y a entre nous de l'affinité, du respect et de l'admiration. Voilà l'univers qui m'apaise et me stimule. ■



Erst studieren, dann moderieren

Susanne Wille gehört nicht zu denjenigen, die stets den einfachen Weg wählen. Im Gegenteil: Wo andere längst zufrieden sind, beginnt für die TV-Journalistin und Ehemalige der Universität Freiburg erst die Herausforderung. Claudia Brühlhart

In Kürze

Susanne Wille kam 1974 in Muri (AG) zur Welt. Sie ist verheiratet mit dem «Tagesschau»-Moderator Franz Fischlin und Mutter dreier Kinder. 1994/95 begann Susanne Wille ihr Studium der Geschichte an der Universität Freiburg, wechselte aber nach einem Studienjahr an die Universität Zürich, wo sie 2001 in Geschichte und Anglistik ihren Abschluss machte. 1999 fing Susanne Wille als VJ beim Lokalsender Tele M1 an; ab 2001 arbeitete sie während 10 Jahren als Moderatorin und Reporterin für die Nachrichtensendung «10vor10» des Schweizer Fernsehens. Nach einem Abstecher nach Bern als Bundeshauskorrespondentin für «10vor10» übernahm Susanne Wille die stellvertretende Leitung der Politsendung «Rundschau», für welche sie bis heute tätig ist.

Susanne Wille, ich bin, zugegeben, fast etwas erstaunt, dass Sie dem Gespräch zugestimmt haben – Sie sind vielbeschäftigt und haben ja nicht Ihr ganzes Studium in Freiburg absolviert...

Ich habe dem Gespräch gerne zugestimmt. Das Jahr an der Uni Freiburg war für mich prägend, ich brach auf in einen neuen Lebensabschnitt. Zudem habe ich in dieser Zeit wertvolle Freundschaften geschlossen. Die angenehme Grösse der Universität hat mir sicherlich auch den Einstieg in die Welt des Studiums erleichtert.

Was hat Sie denn überhaupt dazu veranlasst, an die Uni Zürich zu wechseln?

Die damalige Swissair bot Studierenden die Möglichkeit, eine Art Crashkurs zu absolvieren, um dann während des Studiums als Flugbegleiterin arbeiten zu können. Als ich davon hörte, war ich sofort angetan von der Idee, gleichzeitig studieren, reisen und Geld für die Uni verdienen zu können – was ich dann auch gemacht habe. Nur musste ich dafür nach Zürich wechseln, um innerhalb einer Stunde am Flughafen sein zu können.

Hat sich der (Traum-) Brötchenjob als solcher bestätigt?

Für mich auf jeden Fall. Mit den Geschichtsbüchern im Gepäck reiste ich an unzählige Orte. Ich hatte damit die Möglichkeit, den theoretischen Unistoff quasi mit den realen Schauplätzen der Geschichte zu verknüpfen. So folgte ich in Florenz den Spuren der Medici oder besuchte in Bukarest den ehemaligen Palast Ceausescus. Die Freude am Unterwegssein hat mich nie mehr losgelassen.

Was hat Sie denn überhaupt nach Freiburg gelockt?

Mich hat die Idee des zweisprachigen Studiums gereizt. Dieses hat sich dann zwar organisatorisch als noch nicht ganz ausgereift erwiesen – aber Französisch gelernt hab ich trotzdem. Am Morgen lagen im Café «L'Hebdo» und die «NZZ» selbstverständlich nebeneinander auf dem Tisch. Ausserdem hatte ich einfach auch Lust auf ein neues Abenteuer.

Wussten Sie schon während des Studiums, was aus Ihnen werden soll? Sie haben im Hauptfach Geschichte studiert; die Medien waren also nicht die logische Folge.

Ich wusste schon recht früh, dass ich Journalistin werden will. Dort hinschauen, wo es nötig ist, Gegebenes hinterfragen, sich mit dem Weltgeschehen täglich auseinandersetzen. Allerdings dachte ich dabei zuerst an den klassischen Zeitungsjournalismus. Und mein Traum war es, zum IKRK zu gehen.

Aus dem Traum wurde nichts – dafür aber aus einer Traumkarriere beim Fernsehen. Steckt dahinter harte Arbeit oder ein Haufen Glück?

Nun, Glück braucht es wohl grundsätzlich immer. Aber ich habe stets mit Herzblut und Neugierde meine Arbeit gemacht. Hinzu kommt, dass ich den Sprung ins kalte Wasser nicht scheue.

Während Sie an Ihrer Abschlussarbeit schrieben, haben Sie bereits für «10vor10» gearbeitet. War es nie eine Option, das Studium an den Nagel zu hängen?

Damals fragten mich auf der Redaktion einige, warum ich das Studium nicht einfach abbreche. Das war aber nie eine Option. Ich wusste ja nicht, wie lange ich beim Fernsehen bleiben möchte und wollte mir alle ▶



Möglichkeiten offen halten. Aber das letzte Studienjahr war eine arbeitsintensive Zeit. Morgens brütete ich in der Universitätsbibliothek über der Geschichte Angolas oder schrieb an meiner Lizarbeit, bevor ich dann um 13 Uhr in die Redaktion ging, um am Abend für «10vor10» im Einsatz zu sein.

Sie sind mittlerweile dreifache Mutter, Reporterin und auch Moderatorin des Politmagazins «Rundschau» und noch dazu mit einem Nachdiplomstudium beschäftigt. Hat Ihr Tag mehr als 24 Stunden?

Leider nein (lacht). Deshalb hab ich auch mein Nachdiplomstudium in nachhaltiger Entwicklungszusammenarbeit auf Eis gelegt. Und natürlich ist es nicht einfach, alles unter einen Hut zu bringen, alles andere wäre schlicht gelogen. Aber wir sind als Familie gut organisiert. Und: Ich liebe meine Arbeit. Ich liebe das, was ich mache.

Die Palette Ihrer Einsatzgebiete ist sehr breit – von der Moderation des «Swiss Award» bis hin zur Reportage aus einem indischen Slum. Wo liegt der Reiz, in zwei so verschiedene Welten einzutauchen??

Der Swiss Award ist eine Art Jahresrückblick, ein Innehalten in der Heimat. Bei einer Auslandsreportage bewege ich mich in einer fremden Welt. Den grössten Teil der Zeit verbringe ich aber mit Recherchieren für die «Rundschau»-Redaktion. Als Journalistin habe ich das Glück, immer mit Menschen zu tun zu haben – sei dies mit den mutigen Frauen im Iran, mit Soldatenmüttern in Russland, mit klugen Redaktionskollegen in Zürich. Das ist mein Sauerstoff.

Wo sind Sie mehr daheim?

Meine Welt ist die Welt der Reportage, der Recherche. All dies deckt die Rundschau ab. Gerade kürzlich zeigten wir, wie die Anwohner von Glencore-Xstratas Kupferhütte im sambischen Mufulira extrem hohen Schwefeldioxid-Belastungen ausgesetzt sind. Das ist unbequemer und äusserst wichtiger Journalismus. Grundsätzlich glaube ich an die Kraft der Geschichten, an Menschen, die uns mit ihren Aussagen wachrütteln können.

So wie die Reportage des Bettlermädchens aus dem indischen Slum? Das Kind sagt am Schluss, es müsse sieben Stunden betteln, um einen Franken verdient zu haben. Wie fühlt sich das an?

Die Reportage aus dem Slum hat mich lange nicht losgelassen. Sie zeigte, wie erdrückend gross das Wohlstandsgefälle ist, wie ungleich die Verteilung. Und natürlich hätte

ich dem Mädchen, Murshida, gerne zu einem besseren Leben verholfen – aber das liegt nicht in meiner Macht. Vielmehr hoffe ich, dass dieser Einblick in den Slum das Publikum bewegt hat und also nicht umsonst war. Und sei es nur, dass wir unser eigenes Verhalten überdenken und uns bewusst sind, was sich ändern muss. Und dass wir hier in diesem Interview darüber sprechen.

Als Journalistin und Moderatorin für «10vor10» waren Sie 10 Jahre an der Katastrophenfront präsent. Wie lässt sich dies langfristig ertragen? Stumpft man ab?

Nein, das wäre gar nicht gut. Ich kann mich an eine meiner ersten Redaktionssitzungen erinnern, respektive daran, dass ich zu mir selber sagte: «Susanne, am Tag, an dem du zynisch wirst, musst du aufhören.» Aber eine gewisse professionelle Distanz zum Geschehen gehört sicher mit zur Arbeit an der Newsfront; dies kann und muss man lernen. Aber kalt hat mich noch kein tragisches Ereignis gelassen.

Sie berichten über Katastrophen und die Medien beurteilen Ihren Lippenstift. Wie erleben Sie diese Diskrepanz, das Auge der Öffentlichkeit auf Ihnen als Person?

Ja, manchmal ist das vielleicht irritierend. Und natürlich wünschte ich mir mehr – auch kritischen – Umgang mit journalistischen Inhalten. Aber es gehört halt dazu. Als ich am Fernsehen anfang sagte mir jemand: «if you can't stand the heat, get out of the kitchen.» Das trifft es auf den Punkt.

Der kürzlich mit zwei Swiss Music Awards ausgezeichnete Mundartsänger Bligg hat Ihnen einen Song gewidmet. In «Oh Susanne...» himmelt er Sie an, erzählt von seinem allabendlichen Date mit Ihnen, als Sie noch «10vor10» moderierten. Wie ist Ihnen diese Hommage eingefahren?

Bligg ist ein Profi, das Video eine clevere PR, mit mir persönlich hatte das nichts zu tun. Insofern hat es mich auch nicht gross beschäftigt. Lustig war die Reaktion meines Neffen und erklärten Bligg-Fans: Er konnte absolut nicht verstehen, weshalb sein Idol einen solchen Song für seine «Tante Susanne» geschrieben hat.

Sie feiern bald Ihren 40. Geburtstag. Graut Ihnen davor oder freuen Sie sich darauf?

Ein bisschen verdrängt hab ich die Tatsache schon, dass ich 40 werde. Aber grundsätzlich freue ich mich darauf und werde das mit Freundinnen, die ebenfalls 40 werden, feiern. Auf's Leben! ■

Un grand pas vers l'indépendance

En menant des projets d'investissement aux quatre coins du monde, Gustav Stenbolt applique, depuis plus de trente ans, les méthodes de travail et l'esprit critique qu'il a développés dans les auditoriums fribourgeois. Farida Khali

En bref

Après son enfance passée en Norvège, Gustav Stenbolt rejoint l'Université de Fribourg en 1976. Il y suit un cursus en économie politique et obtient sa licence en 1982. Après plusieurs années à la recherche des meilleures opportunités d'investissement aux quatre coins de la planète, il pose ses valises en Suisse et se marie en 1990. Six ans plus tard, il devient indépendant et, depuis 1997, il occupe la charge de CEO du groupe Valartis. Lorsqu'il évoque l'Université de Fribourg, il aime se rappeler sa première visite sur le site Miséricorde: «Arrivé en plein mois d'août, je me suis retrouvé au milieu d'une manifestation des Rencontres de folklore internationales. J'ai été tellement surpris, l'atmosphère était si étonnante, que cela m'a donné une excellente image de l'Université».

Gustav Stenbolt, vous avez grandi en Norvège. Comment êtes-vous arrivé à l'Université de Fribourg?

La Norvège est un pays relativement isolé. De ce fait, il s'y est développé une importante tradition d'études à l'étranger. L'Université de Fribourg proposait des équivalences avec l'université norvégienne, elle faisait donc forcément partie de ma liste de choix. Comme de nombreux Norvégiens fréquentaient déjà l'institution fribourgeoise, après ma maturité à Oslo, j'ai suivi leur route.

Quitter son pays si jeune, c'est un grand pas vers l'indépendance...

Bien sûr, partir seul, à 18 ans, c'est fantastique. A l'école et au collège, on est tout de même relativement cadré; ce passage représente donc l'acquisition d'une nouvelle liberté.

Comment décririez-vous ces années fribourgeoises?

J'ai beaucoup aimé cette période. J'habitais un studio en vieille ville, à la rue d'Or. C'était très sympathique. A part terminer mes études et passer mes examens, je n'avais pas vraiment de contraintes. C'est quand même peu, par rapport aux obligations de la vie familiale ou aux responsabilités au sein d'une entreprise... L'Université dégageait une ambiance internationale et, à Fribourg, les étudiants représentent une très grande partie de la population; c'est la ville entière qui devient un véritable campus. J'ai profité de ces années pour lire beaucoup et pratiquer toute sorte de sports. J'étais aussi membre du Ski-Club académique suisse. C'étaient vraiment des années fantastiques.

Quel héritage en gardez-vous?

A part, évidemment, les connaissances, j'ai surtout noué de nombreuses amitiés. Bien sûr, les Norvégiens que je connaissais sont presque tous rentrés, mais j'ai beaucoup de contact avec les Fribourgeois et les Suisses, particulièrement à Zurich et à Genève parce que je travaille entre les deux. Nous mangeons une fondue ensemble presque une fois par mois.

Quelle sorte d'étudiant étiez-vous?

Plutôt moyen, je dirais: je passais mes examens, mais sans être particulièrement brillant.

On dit que vous avez rencontré votre épouse sur les bancs de l'Université?

Nous avions de nombreuses connaissances communes. Nous allions parfois dîner ensemble; nous étions bons amis, en fait. Ensuite, nous nous sommes perdus un peu de vue et nous nous sommes retrouvés des années plus tard...

Au niveau académique, quels sont les enseignements ou les rencontres qui vous ont marqué?

L'économie politique est une branche relativement théorique. J'ai donc surtout acquis une méthode de travail et un esprit critique. Mais nous avons également de grandes discussions sur l'actualité. L'Université nous proposait une vision critique et analytique des événements. De manière générale, nos professeurs étaient très bons. Certains étaient même exceptionnels, comme, par exemple, les Professeurs Kleinewefers ou Wittmann, des personnalités qui avaient un très bon niveau international. ▶

Quel conseil donneriez-vous aux étudiants d'aujourd'hui?

De bien étudier, bien sûr, mais aussi de vivre pleinement ces années privilégiées, car elles ne reviendront pas. Il faut acquérir un maximum de connaissances et profiter de tout ce que l'Université et les professeurs peuvent apporter.

Quel est le fil rouge de votre carrière professionnelle?

Après mes études, j'ai commencé à travailler dans la recherche pour une société de gestion. Nous explorons les opportunités d'investissement dans le monde entier, particulièrement dans les pays émergents. J'ai commencé à voyager et, pendant 6 ou 7 ans, je n'ai pratiquement pas posé ma valise. C'est cette recherche qui est le fil de mon parcours.

Vous n'avez jamais eu envie de changer de voie?

Nous avons investi partout dans le monde, dans des domaines, des pays et avec des défis très différents. L'homme a besoin de changement, il ne peut pas répéter sans cesse la même chose. Si je suis toujours resté un investisseur, mon parcours, quant à lui, a été très varié.

Qu'est-ce qui fait de vous un bon investisseur?

C'est un mélange. Il faut avoir un bagage théorique, connaître les méthodes d'analyse pour déterminer la qualité d'une société ou d'un investissement... Mais le plus important est d'être au bon endroit, au bon moment. Nous essayons d'entrer dans des pays en croissance, car il est plus facile d'y trouver de bonnes opportunités. La persévérance et la capacité d'agir sont deux facteurs essentiels. Il faut pouvoir prendre des décisions sans disposer de toutes les informations nécessaires. Il faut donc savoir séparer les incertitudes importantes de celles avec lesquelles on peut vivre.

Et comment développe-t-on cet instinct?

C'est une question très personnelle, parce qu'il faut évaluer les risques, rassembler les outils, chercher les informations... Mais au final, il faut bien dire oui ou non. Quelqu'un doit trancher.

Comment se sent-on à ce moment-là?

Pas très bien, normalement. Il reste toujours une crainte que les risques qu'on a pris soient trop grands. Quand on se sent très bien, c'est plutôt mauvais signe.

Vous avez beaucoup investi en Suisse, mais aussi à l'étranger...

J'essaie toujours d'aller là où il y a peu d'autres investisseurs, soit parce que c'est peu en vogue, soit parce que les autres pensent que c'est inintéressant. Les risques semblent plus importants; mais, en réalité, c'est là que sont vraiment les opportunités. Je suis allé très tôt en Asie, en Amérique latine et puis, récemment, en Algérie. Dans ce pays, il y a évidemment un risque politique, mais le risque commercial est beaucoup moins grand, parce nous sommes les premiers. Le centre commercial que nous avons ouvert à Alger compte 8 millions de visiteurs par année, presque 30'000 par jour!

Avez-vous dû développer une grande compréhension interculturelle?

Oui, ça vient avec l'expérience. J'ai toujours aimé discuter avec d'autres gens, d'autres cultures, d'autres horizons. C'est intéressant parce que, même si l'emballage est parfois très différent, il me semble que les gens fonctionnent, finalement, de manière assez similaire.

Comment suivez-vous vos projets?

Nous suivons le projet dans sa totalité. Nous identifions l'opportunité, nous construisons, nous opérons et nous restons partie prenante. C'est important pour moi de rester du début à la fin: cette approche me semble beaucoup plus stimulante que si on ne s'intéresse qu'à un petit bout du processus.

Quels contacts gardez-vous aujourd'hui avec l'Université de Fribourg?

J'ai rejoint son Conseil de fondation l'année dernière. Je suis également partie prenante du projet de Centre de recherche HUMANIST (Human Centered Interaction Science and Technology) actuellement en phase de création. J'ai trouvé l'approche intéressante et, comme j'ai beaucoup appris à Fribourg, je suis heureux de pouvoir contribuer un peu au développement de l'institution.

On sort de votre créneau habituel, non?

Finalement, j'ai toujours été dans la recherche. Cette thématique nous concerne tous au quotidien. Notre façon de travailler a tellement changé ces trente dernières années! Le projet de l'Université de Fribourg m'a particulièrement intéressé parce qu'il souhaite placer l'homme au centre. Alors qu'on peut souvent s'interroger: est-ce l'homme qui dirige la machine ou la machine qui dirige l'homme? ■



«Es braucht mehr fröhliche Sünder»

Wilder Hund, Scharfschreiber, Schnelldenker: Die Palette an Beschreibungen von Ex-»Blick«-Chef Werner De Schepper ist bunt. Kaum zu glauben, dass am Anfang seiner Karriere ein Theologiestudium stand. Jean-Luc Brülhart

In Kürze

Werner De Schepper ist 48 Jahre alt und lebt getrennt von seiner Frau und den zwei Kindern. 1991 schloss er sein Studium der Theologie und Journalistik an der Universität Freiburg ab. 1991 bis 1992 leistete er Militärdienst als Korporal der belgischen Streitkräfte. Von 1992 bis 1994 arbeitete er bei der Nachrichtenagentur SPK (Schweizerische Politische Korrespondenz), danach bis 1995 für die Schweizer Illustrierte. 1995 bis 1999 war De Schepper stv. Chefredaktor des «SonntagsBlick», anschliessend bis 2003 stv. Chefredaktor des «Blick». Von 2003 bis 2007 amtierte Werner de Schepper als Chefredaktor des «Blick». 2007 bis 2008 verantwortete er den Relaunch von «L'Hebdo», danach war er bis 2013 stv. Chefredaktor der «Aargauer Zeitung». Von März 2013 bis April 2014 war Werner de Schepper Chefredaktor für den Fernsehsender «Tele Bärn», für welchen er heute noch die Sendung «Talk täglich» moderiert. Ab Mai 2014 wird de Schepper Projekte für die Chefredaktion der «Nordwestschweiz» verantworten. Daneben hat er seit 2007 einen Lehrauftrag an der Uni Neuenburg (Master Arts of Journalism). Seit 2013 ist er Präsident ad interim der Medienkommission der Schweizerischen Bischofskonferenz.

Werner De Schepper, wie kommt es, dass ein Lebemann wie Sie ein Theologiestudium abgeschlossen hat?

Ich bin in einer belgischen – und somit katholischen – Familie aufgewachsen und wollte Kapuziner werden. Kurz vor Abschluss der A-Matura war ich sogar schnuppern. Nach sechs Wochen bei den Kapuzinern in Altdorf stand allerdings fest: Ich will weder Priester noch Kapuziner werden. Aber genauso wusste ich danach, dass mich die theologischen Fragestellungen faszinieren und ich ein Theologiestudium beginnen werde.

Mit Nebenfach Journalistik.

Das ist dem Zufall zuzuschreiben. Nach der Matura kam die katholische Zeitung «Solothurner Nachrichten» auf mich zu mit der Frage, ob ich für sie schreiben möchte. Erst so ist der Entschluss gefallen, im Nebenfach Journalistik zu studieren. An den Wochenenden habe ich als Lokaljournalist gearbeitet und mir so das Studium finanziert.

Welche Rolle spielt die Religion heute in Ihrem Leben?

Ich bin Kirchengänger, Mitglied der Martinsbruderschaft und war bis letzten Herbst im Kirchgemeinderat in Olten. Mich interessiert die gelebte Kirche. Ein Thema, über das ich auch in der Kolumne «De Schepper» in der «AZ» schreibe und im «Talk täglich» bei «Tele Bärn» aufnehme. Religion ist so etwas wie ein *fil rouge* in meinem Leben.

Ihr Freund Alex Capus, der Schriftsteller, sagt über Sie: «Wenns um Religion geht, wird er still.»

Ja, das ist so (überlegt). Wenn jemand als

Christ Stellung bezieht, werde ich in der Regel skeptisch. Und wenns um Moral geht, dann wird es erst recht heikel. Da hat die Kirche vieles *bosget*. Eine Religion braucht schliesslich Freiräume zum Atmen und muss auch anderen Gemeinschaften diese Freiräume lassen. Die Kirche muss dann ihre Stimme erheben, wenn Menschen unterdrückt werden und Missstände herrschen. So wie der Papst den Kapitalismus anprangert.

Capus hat ebenfalls gesagt: «Wir beide sind fröhliche Sünder.» Was er wohl damit gemeint hat?

Ich komme eben von der Aufzeichnung eines «Talk täglich» mit dem Berner Stadtpräsidenten Alex Tschäppät. Im Anschluss an das Gespräch habe ich ihm gesagt: Du wärst eigentlich ein guter Katholik (lacht). Damit meine ich: Etwas wagen – und das im Wissen, dass Fehler passieren dürfen – und Spass haben am Leben.

Ein Blick auf Ihr Leben zeigt: Auch Sie sind ein guter Katholik.

Ja, mir wurde auch schon nachgesagt, ein Regebogen zu sein. Ob es daran liegt, dass ich im Sternzeichen Zwilling bin? Ich bewege mich immer zwischen Verankerung und Aufbruch. Mich interessiert es, Sachen auszuprobieren – auch wenn es manchmal gegen Konventionen geht. Und natürlich mag ich die Provokation. Schon damals als Theologiestudent habe ich laut und deutlich gesagt: Ich will «Blick»-Chefredaktor werden. Und zwar, weil ich den Blick damals eine furchtbare Zeitung fand. Und letztlich wollen beide gelesen werden: die Bibel und die Zeitung. ▶



Sie haben gesagt, «Blick»-Chef sei ein Lebenstraum. Seit 2007 ist dieser Traum ausgeträumt.

Ein «Blick»-Chef ist wie ein Fussballtrainer und ich kann sagen, dass ich eine lange Amtszeit hatte (lacht). Denn nach mir war niemand mehr solange auf diesem Posten. Ich durfte meinen Traum vier Jahre leben, jetzt ist es nicht mehr meine Zeitung. Ich schaue ohne *rancune* zurück. Im gewissen Sinne bin ich heute wieder in der alten Systematik, denn TV ist Boulevard. Es ist eine spannende Geschichte: Wir brauchen Quote, haben aber einen Service-Public-Auftrag. Es ist übrigens die Uni Freiburg, die prüft, wie gut wir unseren Programmauftrag erfüllen.

Heute sagen Sie, es gäbe nichts Schöneres als Lokaljournalismus. Weshalb ist das so?

Lokaljournalismus ist der einzige Journalismus, den man nicht synthetisch machen kann. Man muss ausrücken, vor Ort sein. Auf dieser Ebene sind Politik und Gesellschaft noch nicht so auseinandergefallen: Leute aus der Politik sind auch Leute aus der Gesellschaft. Das Lokale ist die Keimzelle, dort kann man die Schweiz kennen und verstehen lernen. Es gibt kaum Top-Journalisten, die nicht im Lokalen angefangen haben.

Sie sind seit 30 Jahren Journalist. Was macht die Faszination Journalismus aus?

Es ist ein grosses Privileg, dort sein zu können, wo etwas bewegt wird; Themen aufzugreifen; aktiv gestalten zu können; zu selektionieren. Kein Tag ist wie der andere. Jeder Tag bietet Neues.

Einheitsbrei, Rudeljournalismus, mangelnde Tiefe: Die Qualität der Medien hat abgenommen, heisst es. Die Branche bezog im letzten Jahr sogar Schelte von Bundespräsident Ueli Maurer. Wie sehen Sie das?

Heute sind viele Medieninhalte konfektioniert: Abgepackt in Zürich und aufgearbeitet in Bern, oder umgekehrt. Aktuell die grösste Gefahr ist nicht die Frage, ob eine Zeitung links oder rechts steht. Die Gefahr kommt vom Management: Aus Kostengründen werden Inhalte nur noch abgefüllt, die Branche wird industrialisiert. «Tele Bärn» dagegen ist in einer privilegierten Situation: wir sind eine Bereicherung neben dem Medieneintopf.

Sie haben den Printjournalismus verlassen und sind jetzt im TV-Geschäft. Aus welchem Grund?

Wie gesagt, mit dem «Tele Bärn» bin ich zurück im Boulevard. Und im Boulevard stehen die Menschen im Zentrum. Mich interessiert eigentlich nur das. Natürlich, es ist wichtig über Strukturen und Institutionen zu berichten, aber die werden immer geprägt von Menschen. Und es reicht nicht, nur eine Pressemitteilung abzudrucken. Oder aus vier Mitteilungen eine zu zimmern. Journalismus, der nicht zu den Leuten geht, ist Fast-Food. Ich bin aber kein Kulturpessimist. Das Schöne am Journalismus: Man kann es jeden Tag anders machen, Neues versuchen.

Was geben Sie einem jungen Journalisten mit auf den Weg?

Die Medien heute sind zu bieder. Deshalb muss ein junger Journalist Sachen wagen und neugierig sein. Denn nur wer eine Grundneugierde mitbringt, hat in diesem Job eine Chance.

Und was raten Sie einem jungen Theologen?

Auch er muss neugierig sein, denn auch eine Kirche muss sich immer wieder in Frage stellen. Mit dem 2. Vatikanischen Konzil kam so etwas wie Aufbruchstimmung auf. Heute studieren vor allem Fromme Theologie. Dabei geht vieles verloren. Denn es braucht eben auch in der Theologie die fröhlichen Sünder. Menschen also, die das Leben leben und kennenlernen wollen. Von denen gibts zuwenig.

War es früher anders? Besser?

Für mich war das Studium auch eine Lebensschule. Die Uni Freiburg war damals ein Laboratorium und in vielen Auseinandersetzungen wurde über die Ausrichtung der Kirche *gefightet*. Die Professoren haben uns Studenten animiert, zu debattieren und Position zu beziehen – wie zum Beispiel beim Fall «Haas» (1990 bis 1997 Bischof von Chur, Anm. d. Red.), als wir in einer Protestaktion einen Sarg durch die Uni getragen haben. Theologie hat damals kein Schattendasein geführt, sondern war mitten in der Gesellschaft. Mit anderen Belgiern im Studium konnte ich Flämisch sprechen. Und dem heutigen Rektor Guido Vergauwen, damals junger Professor, musste ich aus meinen Ferien jeweils das belgische News-Magazin «Knack» mitbringen. ■

Donner du rêve à l'académie des sciences

En étant nommé à la présidence de l'Ecole Polytechnique Fédérale de Lausanne en 2000, Patrick Aebischer a concrétisé son rêve: œuvrer au développement du monde académique et de son espace unique de liberté. Philippe Neyroud

En bref

Patrick Aebischer, président de l'Ecole Polytechnique Fédérale de Lausanne, a fréquenté l'Université de Fribourg de 1974 à 1976, pour les 2 premières années de ses études de médecine; puis, de 1980 à 1982, pour sa thèse en médecine qu'il a effectuée à l'Institut de physiologie. Lorsqu'on lui demande d'évoquer 3 dates-clé qui ont marqué sa vie, il cite, bien sûr, la naissance de sa fille Oriane, le 31 janvier 1985, et son entrée en fonction mouventée à la présidence de l'EPFL, le 17 mars 2000; mais il se rappelle aussi ce fameux 22 novembre 1963, lorsque, à l'entracte d'un concert de musique classique donné à l'aula de l'Université de Fribourg, son père lui apprend l'assassinat de JFK.

Patrick Aebischer, votre patronyme est purement fribourgeois. Quel lien personnel entretenez-vous avec vos racines ?

Je suis un enfant de la Basse-Ville. J'y ai vécu jusqu'à mes 20 ans, puis suis revenu à Fribourg pour y faire ma thèse. Mon travail m'éloigne de la ville et j'y retourne moins depuis le décès de mes parents. Mais, sans être sportif, j'avoue que même en déplacement à l'étranger je me tiens toujours au courant des résultats de Gottéron !

Pourquoi choisir d'étudier à Fribourg ?

L'Université de Fribourg a toujours été importante pour moi, dès mon enfance au sein de l'univers familial. Mes parents, artistes, accueillaienent beaucoup d'universitaires à la maison: il s'y disait des choses savantes qui me faisaient rêver. Après le Collège Saint-Michel, j'hésitais entre la philosophie et la médecine. J'ai finalement opté pour des études de médecine. Dès la seconde année, le Professeur de neurophysiologie Mario Wiesendanger m'a donné le virus des neurosciences. Revenu de Genève pour y faire ma thèse sous la direction du Professeur Wolfram Schultz, qui exerce aujourd'hui à Cambridge, j'ai gardé de l'Université le souvenir d'une belle émulation intellectuelle. C'est également le moment où j'ai pris conscience de l'importance de l'institution pour Fribourg.

Tient-elle aussi une place particulière dans votre mémoire ?

J'ai appris mon métier de chercheur dans son Institut de physiologie. J'ai également eu la chance d'y trouver une réelle ouverture à la science de pointe et d'y côtoyer des pointures de niveau

mondial tels que John Eccles, prix Nobel de médecine, régulièrement en visite.

Avec le recul d'un manager d'université, auriez-vous souhaité quelques changements dans l'institution ?

Non; en arrivant à l'Université de Genève en troisième année de médecine, je me suis rendu compte à quel point j'avais acquis d'excellentes bases, bénéficié d'une forte interaction avec nos enseignants et profité de l'environnement bilingue à Fribourg.

Vous avez réussi à positionner l'EPFL parmi les meilleures universités au monde. A vos yeux, quelle est la place naturelle de l'Université de Fribourg ?

L'Université de Fribourg a dû se repositionner avec la réforme du processus de Bologne. Elle a mis l'accent sur une grande diversité de Bachelors et attiré beaucoup d'étudiants. Elle doit cependant faire attention à ne pas devenir un *teaching college*. Le développement de la recherche est important pour l'attractivité des étudiants en Master et des doctorants. Celui de l'enseignement en ligne pourrait également affecter l'enseignement classique au niveau du Bachelor.

Issu du domaine de la médecine et des neurosciences, comment êtes-vous arrivé à la tête de l'EPFL ?

Après 9 ans passés aux Etats-Unis, de retour au CHUV, j'y ai rencontré le directeur d'alors: Charles Kleiber. Lorsqu'il a été nommé Secrétaire d'Etat, il m'a proposé de l'accompagner dans un voyage officiel aux Etats-Unis en compagnie du Professeur Francis Waldvogel, alors président du Conseil des EPF. De retour de Boston, ►

c'est autour d'un lunch que ce dernier a évoqué l'idée, que j'ai d'abord jugée folle, de soumettre mon nom au Conseil Fédéral pour devenir président de l'EPFL. J'ai hésité, puis accepté en posant certaines conditions et en plaçant la barre très haut.

Dès votre nomination vous avez essuyé de sérieuses critiques du sérail scientifique. Comment avez-vous surmonté l'épreuve et convaincu les sceptiques?

Cela a été en effet une épreuve difficile, avec 15 jours de déchaînement médiatique. J'ai failli renoncer, mais j'ai pu compter sur le soutien indéfectible de Charles Kleiber. En m'appuyant sur les réseaux de personnalités acquises et de certains collègues, j'ai pu construire une relation de confiance et, après 2-3 ans et les premiers succès, j'ai été accepté par une partie importante de l'Institution. Pour reprendre le mot d'un ancien président du célèbre Massachusetts Institute of Technology (MIT), Chuck Vest, je suis comme un *road manager* à la tête d'un orchestre de solistes brillants: mon rôle consiste à organiser une *jam session* avec des musiciens talentueux, de les faire jouer ensemble juste en leur donnant le tempo, sans jamais briser cette liberté de parole et de pensée que l'on ne rencontre que dans le monde académique!

D'autres personnalités issues de la médecine ont laissé une trace indélébile dans des organisations internationales. Y a-t-il un parallèle à tirer?

La médecine est une formidable école de management. Dans l'urgence et sans toutes les informations en mains, au front sur le terrain de la vie, on prend des décisions et des risques. Très vite, à la fin des études, on se retrouve à la tête d'une petite équipe, on goûte à un large spectre de responsabilités. Puis le travail expérimental de thèse propose une approche beaucoup plus en profondeur. Après avoir effectué l'une et l'autre, on est effectivement bien armé!

Des trois mandats assignés aux EPF (formation, recherche et transfert de technologies), y en a-t-il un qui nécessite un effort particulièrement soutenu?

La formation doit rester une priorité, la recherche est nécessaire pour en assurer la qualité et a un fort impact sur le rayonnement international d'une université technologique; enfin, la recherche ne trouve que peu de plus-value si elle n'est pas mise en application concrète. Mais, aujourd'hui, le plus grand défi se trouve

peut-être au niveau de la formation. A l'ère de la révolution digitale, quel est son rôle? L'université de demain va devoir trouver le bon équilibre entre les millions d'étudiants qui suivront un enseignement en ligne et la valeur ajoutée proposée aux *happy few* qui feront leurs études sur un campus.

Si on laisse parler les chiffres, vos succès et votre croissance sont exponentiels à partir de 2008. Est-ce à dire que l'EPFL ne connaît pas la crise?

L'EPFL s'est bien positionnée, avec le développement d'une recherche de pointe et la valorisation de cette recherche. On a créé un Quartier de l'Innovation et accueilli un nombre en forte augmentation de start-ups et de grandes compagnies. On a aussi cueilli les fruits d'un travail en profondeur mené depuis plusieurs décennies. Mais le résultat de la récente initiative populaire «Contre l'immigration de masse» et les premières réactions de la Communauté Européenne pourraient prêter ces succès, si on ne trouve pas rapidement une solution constructive.

Vous avez introduit des cours de sciences humaines obligatoires dans les cursus d'ingénieurs. Est-ce là votre vision de médecin humaniste?

«Science sans conscience n'est que ruine de l'âme», comme l'a écrit un... docteur, François Rabelais! Il y a danger à former des *geeks*: la science a besoin d'ouverture sur le monde et les cultures, de contenu humain, il faut lui donner de la rondeur.

Et tous ces ponts jetés entre le monde scientifique et les pôles industriel, financier, culturel?

Ma vision était de transformer l'EPFL d'une bonne école d'ingénieurs en une université technologique de rang mondial. Mes années passées aux Etats-Unis m'ont poussé à tenter une synthèse entre le modèle entrepreneurial anglo-saxon et la vision européenne à long terme.

Vous avez aussi engagé l'EPFL aux côtés de projets fous comme Alinghi, Solar Impulse. Les sciences au service des rêves universels?

Il faut savoir donner du rêve à la science. De nombreux laboratoires ont pu collaborer de manière interdisciplinaire à ces projets. Et, avec la visibilité mondiale de ces aventures, le rêve n'en est que plus motivant. Le projet «Human Brain» en est également une bonne illustration. ■



Ein heisser Stuhl im Vatikan

Seit September 2012 schaut der Freiburger Jurist René Brülhart der skandalumwitterten Vatikanbank auf die Finger. Vor seiner Mission für den Heiligen Stuhl hat er auf dem Finanzplatz von Liechtenstein zum Rechten gesehen. Andreas Minder

In Kürze

Der 41-jährige René Brülhart ist in Düringen aufgewachsen. 1993 bis 1997 absolvierte er an der Universität Freiburg ein Studium der Rechtswissenschaften, 1998/99 den Master of Law in europäischem Wirtschaftsrecht in den Niederlanden. 1999 bis 2001 war Brülhart in Anwaltskanzleien in Zürich und Brüssel tätig in den Bereichen europäisches Wettbewerbsrecht und Wirtschaftsrecht. 2001 bis 2012 arbeitete er für die Meldestelle für Geldwäscherei (*Financial Intelligence Unit*) in Liechtenstein, ab 2004 war er deren Direktor. Seit September 2012 ist René Brülhart Direktor der *Autorità di Informazione Finanziaria* (AIF), der Finanzaufsicht des Vatikans.

Weshalb haben Sie in Freiburg studiert?

Es war ein relativ einfacher und nahe liegender Entscheid. Ich bin in Düringen aufgewachsen und habe damals in Freiburg gewohnt. Ein weiterer Grund war die gute Reputation der Universität, insbesondere der juristischen Fakultät. Und schliesslich hat Freiburg auch punkto Studentenleben etwas zu bieten. Die Uni ist nicht zu klein und nicht zu gross, der Zusammenhalt und die Stimmung unter den Studierenden sind sehr gut.

Sie sind Spezialist für Geldwäscherei – kein klassischer Traumberuf.

Ich habe tatsächlich nicht als kleiner Junge davon geträumt; weder wollte ich selber Geld waschen (lacht), noch etwas dagegen unternehmen. Ich bin durch die Arbeit in Liechtenstein hineingewachsen. Die Triebfeder waren vor allem die Neugier und die Chance, etwas aufzubauen.

Wie kam es zum Engagement im Fürstentum?

2000 kam Liechtenstein auf die schwarze Liste der FATF (*Financial Action Task Force on Money Laundering*), dem Gremium der OECD zur Geldwäschebekämpfung. Wollte das Land von dieser Liste gestrichen werden, musste es verschiedene Massnahmen treffen. Eine davon war die Schaffung einer so genannten *Financial Intelligence Unit* (FIU). Diese Einheit sollte dazu beitragen, den Finanzplatz vor kriminellen Aktivitäten zu schützen. Der heutige Bundesanwalt Michael Lauber erhielt von der liechtensteinischen Regierung das Mandat, diese Behörde aufzubauen und hat mich gefragt, ob ich mitmachen würde. 2001 habe ich mit der Arbeit begonnen, 2004 wurde ich Direktor.

Mit welchen Aufgaben wurden Sie betraut?

Es ging darum, ein massgeschneidertes System aufzusetzen, das von der Staatengemeinschaft als glaubwürdig akzeptiert werden würde. Wir hatten die volle politische Unterstützung und haben uns Schritt für Schritt an die Arbeit gemacht. Mit Erfolg. Es ist schön zu sehen, etwas Nachhaltiges geschaffen zu haben. Im Sommer 2012 habe ich meine Tätigkeit in Liechtenstein beendet und mich dann selbständig gemacht. Quasi zeitgleich kam die Anfrage des Vatikans, als Berater für den Heiligen Stuhl tätig zu werden. Ich habe mich entschieden, die Herausforderung anzunehmen und im September 2012 meine Arbeit im Vatikan aufgenommen. Im November 2012 kam noch die Leitung der *Autorità di Informazione Finanziaria* (AIF), der Finanzaufsicht des Vatikans, dazu.

Wo liegen die Unterschiede zwischen Ihrer jetzigen Tätigkeit und jener in Liechtenstein?

In Liechtenstein gibt es einen Finanzplatz, im Vatikan gibt es den ja nicht. Auch von den Volumina und der Art der Finanzgeschäfte her unterscheiden sich die zwei Arbeitsorte wesentlich. Aber in beiden Fällen ging es zuerst darum, zu verstehen, wo die Verwundbarkeiten und Risiken für Missbrauchshandlungen im Zusammenhang mit Finanzgeschäften liegen, um dann gezielt Massnahmen ergreifen und ein massgeschneidertes System aufsetzen zu können. Eine einfache Copy-Paste-Übung wäre nicht sinnvoll. Man kann schliesslich Liechtenstein oder dem Vatikan nicht einfach das System eines anderen Landes aufdrängen. ▶



Es gibt im Vatikan nur eine, allerdings etwas spezielle Bank.

Das IOR (*Istituto per le Opere di Religione*) ist ein Finanzinstitut *sui generis*. Es ist keine kommerzielle Bank im eigentlichen Sinn, sondern ein Institut, das exklusiv der Kirche dient bzw. dienen sollte. Weil der Vatikan eine globale Institution ist, hat das Institut weltweit Verbindungen. Es bestehen Kundebeziehungen, beispielsweise mit Geistlichen oder kirchlichen Institutionen, die in Ländern tätig sind, gegen die Sanktionen verhängt wurden oder in Gebieten, in denen Krieg herrscht. Aus solchen Funktionen ergeben sich ganz spezifische Verwundbarkeiten und Risiken.

Was haben Sie bisher erreicht?

Wir haben uns vor allem um drei Dinge gekümmert. Zuerst haben wir ein rechtliches Regelwerk aufgesetzt, das in Einklang ist mit internationalen Standards, aber auch den Bedürfnissen des Vatikan entspricht. Parallel dazu bekam meine Behörde jene Instrumente und Kompetenzen in die Hand, die sie braucht, um die notwendigen Massnahmen ergreifen zu können. Das dritte Element ist die Umsetzung. Konkret wurde mit dem *Motu proprio*, also einem Entscheid des Papstes, vom 8. August 2013 eine massiv verstärkte Aufsicht eingeführt und zwei Monate später ist ein grundlegend neues Geldwäschegesetz in Kraft getreten. Auf internationaler Ebene wurde mit der Mitgliedschaft in der Egmont Group, der weltweiten Vereinigung der nationalen Geldwäschemeldstellen, sowie mit der Unterzeichnung zahlreicher Zusammenarbeitsvereinbarungen – wie beispielsweise mit den USA, Deutschland oder Italien – ein Umfeld geschaffen, das eine zielgerichtete internationale Zusammenarbeit zulässt. Gleichzeitig haben wir auf operativer Ebene gezeigt, dass das System funktioniert, insbesondere im Bereich des Meldesystems. Es wurden eigenständige Verfahren eingeleitet, erstmals Konten der IOR eingefroren und Rechtshilfeersuchen gestellt. Kurz: Wir haben ein funktionierendes System geschaffen, um Missbräuche möglichst früh zu erkennen und, gestützt darauf, die notwendigen Massnahmen zu ergreifen.

Wird dies auch von dritter Seite anerkannt?

Ja. Moneyval, das Expertengremium des Europarates für die Überprüfung der Umsetzung der internationalen Standards zur Bekämpfung der Geldwäsche und

Terrorismusfinanzierung, hat im Dezember 2013 die Reformen überprüft und gutgeheissen. Auch dass meine Behörde in die Egmont Group aufgenommen wurde ist ein Zeichen dafür, dass wir als glaubwürdiger Partner wahrgenommen werden und es erlaubt uns, auf internationaler Ebene zusammenzuarbeiten.

Die Zahl der Verdachtsmeldungen in der Vatikanbank ist 2013 in die Höhe geschneilt. Woran liegt's?

Ein Grund ist, dass das Meldesystem jetzt funktioniert. Zweitens wird das IOR zurzeit systematisch durchleuchtet. Die ganzen Kundendaten werden umfassend aufgearbeitet. Wo Informationen fehlen oder etwas speziell sind, gehen wir auf Nummer sicher und schauen die Kundenbeziehung genauer an. Wir haben eine relativ tiefe Meldeschwelle festgelegt.

Haben Sie im Zug dieser Durchleuchtung Konten geschlossen?

Ja, aber der Vermögensabfluss ist nicht dramatisch. Es geht hier um die Frage: Welche Kunden will das IOR, welche nicht? Was ist Sinn und Zweck des Instituts? Im Moment beschäftigt sich eine Kommission mit dieser Frage. In nicht allzu ferner Zukunft werden wir dazu Grundsätze formulieren. Es geht darum, den generellen Grundsatz – Dienst an der katholischen Kirche – zu konkretisieren. Vermutlich wird das etwas enger gefasst, als es bisher verstanden wurde.

Was bleibt sonst noch zu tun?

Das ganze ist ein Prozess, ein Weg, den es zu beschreiten gilt. Wir haben einen ersten, zweiten und vielleicht auch dritten Schritt in die richtige Richtung gemacht. Aber es braucht noch weitere. Die Implementierung neuer Rahmenbedingungen braucht Zeit, Mechanismen müssen sich einspielen. Dieser Prozess ist am laufen.

Zur Vatikanbank fallen einem Stichworte wie Geldwäsche, Steuerflucht oder auch Mafia ein. Hatten Sie je das Gefühl, Sie seien in Gefahr?

Ich fühle mich gut geschützt von der Schweizergarde (lacht).

Wie sehen Sie Ihre Zukunft? Bleiben Sie dem Heiligen Stuhl noch eine Zeit lang erhalten?

Was zählt, ist die Gegenwart und die zur Zeit damit verbundenen Herausforderungen im Dienste des Heiligen Stuhls. ■

Exigence, humanisme et ouverture

Telles sont les qualités de l'Université de Fribourg, selon Isabelle Chassot. Sa vie d'étudiante lui a laissé de bons souvenirs, ainsi qu'une inspiration qui l'a accompagnée dans toute sa carrière politique. Anne-Sylvie Mariéthoz

En bref

Isabelle Chassot est directrice de l'Office fédéral de la culture depuis 2013. Après des études en droit à l'Université de Fribourg entre 1984 et 1988, elle passe son brevet d'avocate en 1992. En 1991, elle est élue comme députée PDC au Grand Conseil fribourgeois, puis en 2001 au Conseil d'Etat. Elle aime à dire que «Fribourg est l'université la plus suisse du pays. Toutes les langues nationales et tous les dialectes s'entendent dans les amphithéâtres et vous avez la chance de côtoyer des camarades des quatre coins du pays. Je ne crois pas que cela soit possible ailleurs au même titre. J'ai rencontré de nombreux camarades haut-valaisans, lucernois, saint-gallois, grisons, tessinois, qui sont devenus des amis pour la vie. Je pense que c'est une période importante et riche en contacts et j'espère que les jeunes ont aujourd'hui encore ce temps et ces possibilités».

Après une maturité classique, Isabelle Chassot, vous avez opté pour des études de droit à Fribourg, option bilingue, une orientation qui allait de soi?

J'ai toujours trouvé cette branche intéressante et l'exemple de plusieurs connaissances me confortait dans cette voie. Mais au moment du bac, j'ai connu un profond moment de doute et j'ai failli me décider pour l'histoire. La question des perspectives professionnelles et mon goût pour la chose publique ont finalement pesé dans mon choix. Et je ne l'ai jamais regretté. Le fait, par exemple, d'avoir étudié dans les deux langues a été non seulement utile, mais aussi formateur. Côtoyer des camarades alémaniques m'a permis de me rendre compte que leurs soucis et leurs espoirs n'étaient, dans le fond, pas très différents des miens, que ce qui nous rapprochait était beaucoup plus important que ce qui nous séparait. Je garde le souvenir de camarades, mais aussi de professeurs – je tiens à le souligner – qui prenaient le temps de nous connaître; qui, à l'intercours, venaient demander si tout allait bien, s'ils pouvaient nous aider. Cette proximité et ce contact humain que Fribourg propose sont une réalité.

Diriez-vous qu'il y a une «marque de fabrique» de l'Alma mater fribourgeoise?

Je parlerais plus volontiers d'un «esprit de Fribourg», fait d'ouverture et de sens de la découverte. Pour peu que vous soyez intéressé et curieux, vous entrez très rapidement en contact avec les autres et on vous donne une place. Dans les cours, il ne s'agissait pas uniquement de nous inculquer des notions, mais aussi le sens des racines – avec un enseignement

portant sur l'histoire ou la philosophie du droit. Une formation humaniste, qui permet de se construire un système de valeurs, me semble essentielle pour des personnes appelées à prendre un jour des responsabilités. Le droit est, certes, affaire de connaissance et de technique, mais aussi d'équité et de justice. C'est, à mon sens, une vraie «marque de fabrique» de Fribourg.

On dit aussi que c'est une ville accueillante pour les étudiants...

Je ne peux évidemment pas en juger, parce que c'est ma ville (sourire). Mais c'est en tout cas une vraie ville estudiantine et, probablement, la seule en Suisse qui mérite ce titre. Elle est en effet investie chaque jour par plus de 20'000 jeunes, si vous prenez l'Université, les HES et les collèges, soit plus d'une personne sur deux, compte tenu du nombre d'habitants. Ce réseau influence toute la vie culturelle et sociale. On retrouve les étudiants dans les cafés, les cinémas, etc., ce qui rend Fribourg très jeune et dynamique.

Vous êtes-vous engagée au sein d'associations universitaires?

J'ai représenté les étudiants au sein de diverses structures, notamment au Conseil de faculté. J'ai également saisi les nombreuses occasions qui s'offraient d'effectuer des voyages d'études dans le cadre du séminaire de droit (à Strasbourg, à Freiburg in Brisgau...). Enfin, j'ai participé à la Jeunesse étudiante chrétienne et au sport universitaire, ainsi qu'à la riche vie culturelle (concerts, cinéclub). Mais pas à la chorale de l'Université, car je chante faux (rires), ce que je regrette parce que j'aime beaucoup l'art choral. ▶

Une anecdote? Un souvenir marquant de cette époque?

Je garde un souvenir précis de mes épreuves de licence et surtout de l'examen sur le Code des obligations. Le matin-même, j'ai eu un accident, qui aurait pu être grave, car un camion blindé de transfert de fonds m'a coupé la route. Je m'en suis tirée avec quelques ecchymoses visibles et j'avais le visage complètement tuméfié, quand je me suis présentée à l'examen. Le Professeur Tercier m'a demandé ce qui m'était arrivé, surpris que je n'aie pas demandé à reporter la séance. Quand j'ai tiré ma question «la responsabilité civile des détenteurs de véhicules automobiles», il m'a même proposé de la changer. Mais j'ai dit: «non, laissez-la moi, elle me va parfaitement, je connais le sujet!». Cela montre que, pour les professeurs, nous n'étions pas seulement des candidats avec des numéros, qui venaient passer un examen. Ils nous connaissaient, ils étaient très humains avec nous et je crois que c'est ce qui m'a marquée aussi pendant mes études universitaires: à la fois l'exigence et l'humanisme.

Vous avez débuté en politique assez jeune. Y avait-il une tradition familiale?

Oui, mon père était engagé dans la politique communale, mais aussi, de manière plus générale, dans le service à la collectivité. La chose publique a toujours été un sujet débattu à la table familiale, ainsi que dans le cadre scolaire. J'ai fréquenté un collège de filles (Sainte-Croix), tenu par des religieuses, qui poussaient notre formation, notamment en philosophie. Cette mixité d'influences a beaucoup compté dans mon envie de participer et de changer le monde. Et puis, mon voisin, l'avocat René Schneuwly qui présidait les Jeunes PDC, m'a mis un jour au pied du mur. Comme je l'interpelaient régulièrement sur les besoins des jeunes en termes de formation et de perspectives, que je trouvais leurs intérêts mal pris en compte par le monde politique et que je ne me satisfaisais pas aisément des réponses que l'on me donnait, il m'a dit: «maintenant ça suffit, ou tu viens débattre avec nous, ou tu te tais!» J'ai suivi son conseil, j'y suis allée et je suis restée.

On se souviendra en tout cas des scores que vous avez réalisés lors de vos élections...

Je les ai considérés, certes, comme une marque de confiance, mais, également et avant tout, comme une responsabilité.

Cela dit, c'est arrivé à plusieurs reprises aux directeurs de l'instruction publique d'arriver en tête dans leur canton. C'est en lien avec notre domaine, très en phase avec le quotidien et les soucis de la population. Pour peu que nous marquions une présence et de l'intérêt pour cela, le peuple reconnaît notre engagement. Comme nous sommes souvent confrontés à des questions ou à des problèmes, nous sommes aussi souvent à même de nous exprimer sur des thèmes de société et d'avenir.

De quelle réalisation êtes-vous la plus fière?

J'ai toujours été très opposée à la personnalisation de la politique. Il me semble que notre démocratie a ceci de formidable que les responsables passent et sont remplacés naturellement par d'autres. Ce qui me remplit le plus de fierté, c'est d'avoir organisé douze rentrées scolaires, qui se sont déroulées sans problème, grâce à l'engagement et au travail intenses de tous les collaboratrices et collaborateurs de ma direction.

Depuis octobre 2013, vous affrontez un nouveau défi, à la tête de l'Office fédéral de la culture. Quels sont vos principaux axes et pistes de travail?

Nous sommes en train de travailler sur le prochain Message culture, qui fixera les lignes directrices de la politique culturelle de la Confédération pour les années 2016-2019. On y retrouve des axes qui me paraissent prioritaires, comme la question des langues et des échanges. C'est notre rôle de faire comprendre que l'ouverture, la compréhension de l'autre, sont fondamentales pour notre capacité à vivre ensemble. La participation de tous à la vie culturelle sera également un point fort de notre action. Dans le domaine de la médiation, notamment, nous voulons faire des pas significatifs et soutenir, par exemple, plus largement les associations qui favorisent les activités extrascolaires des jeunes. Nous devons également mettre en œuvre, en coopération avec les cantons et les communes, l'article constitutionnel pour un meilleur accès à la formation musicale, qui a été plébiscité par la population. Je vois dans le Message culture une chance de construire un véritable dialogue national sur la culture pour parvenir à définir ce qui nous unit dans nos différences, ce qui nous fait vivre ensemble, les valeurs sur lesquelles repose notre cohésion nationale. ■



«Einmal angebissen, lasse ich nicht mehr los»

Christian Frei gehört international zu den erfolgreichsten Dokumentarfilmern. Seine Werke gewähren Einblicke in fremde Welten, hinterlassen bleibende Eindrücke. Das Geheimnis seines Erfolgs: Schlüsselmomente erkennen. Nathalie Neuhaus

In Kürze

Christian Frei wurde 1959 in Schönenwerd (SO) geboren. Von 1980 bis 1983 studierte er Optische Medien am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Freiburg. 1981 realisierte er seinen ersten Dokumentarfilm *Die Stellvertreterin*. Seit 1984 arbeitet er als freischaffender Filmemacher und Produzent. 1997 präsentierte Frei seinen ersten Kino-Dokumentarfilm *Ricardo, Miriam y Fidel*. 2001 entstand *War Photographer*, das Porträt des Kriegsfotographen James Nachtwey. Der Film wurde für einen Oscar in der Kategorie «Bester Dokumentarfilm» nominiert und gewann zwölf Internationale Filmfestivals. 2005 folgte *The Giant Buddhas*, ein Film über die Zerstörung der berühmten Buddha-Statuen in Afghanistan. Für *Space Tourists* (2009) gewann Christian Frei 2010 am Sundance Festival den «World Cinema Directing Award». Sein neuestes Werk, *Sleepless in New York* (2013), wird 2014 Premiere feiern. Christian Frei ist seit 2006 Lehrbeauftragter für Reflexionskompetenz an der HSG St.Gallen und war von 2006 bis 2009 Präsident des Begutachtungsausschusses «Dokumentarfilm» des Bundesamts für Kultur. Seit August 2010 ist Frei Präsident der Schweizer Filmakademie.

Christian Frei, weshalb haben Sie sich für ein Studium in Freiburg entschieden?

Während meiner Ausbildung zum Primarlehrer in Solothurn besuchte ich die Super-8-Filmkurse von Professor Stephan Portmann – eine wichtige Persönlichkeit des Schweizer Films, Mitbegründer der Solothurner Filmtage und Dozent für Massenmedien an der Universität Freiburg. In diesem Kurs hat mich das Filmfieber gepackt und gemeinsam mit der Filmgruppe «Lehrerseminar» habe ich meine ersten Kurzfilme realisiert. Für mich war klar, dass ich Stephan Portmann an die Universität Freiburg folgen würde. Mit dem Lehrpatent in der Tasche begann ich 1980 am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft ein Studium der Optischen Medien.

Können Sie das Studierte im Berufsleben anwenden?

Alle Kurse und Seminare, wie Medienrecht und -ethik oder Filmpolitik, die ich an der Universität Freiburg besucht habe, sind bis heute die Grundlage meines Berufes geblieben. Als Filmemacher bin und bleibe ich Autodidakt. Das Studium in Freiburg war nie als Filmschule gedacht, aber die ideale Ergänzung. Im ersten Studienjahr, 1981, habe ich meinen ersten Film *Die Stellvertreterin* gedreht, einen Film über das Lehrersein. Meine Zeit an der Universität Freiburg war eng verknüpft mit Professor Portmann, der die Abteilung für Optische Medien geleitet hat. Vor allem seine Seminare waren legendär. Sie fanden nie im Universitätsgebäude statt, sondern im Studentenzentrum Centre Fries. Dort haben wir unzählige Filme geschaut und analysiert, intensive Diskussionen geführt und enorm viel geraucht. Diese spannenden Momente sind mir besonders

in Erinnerung geblieben und ich möchte sie nicht missen. Als Portmanns Assistent durfte ich meine Kür tanzen und habe dabei die Pflichten als Student manchmal etwas vernachlässigt.

Welche Erinnerungen verbinden Sie sonst mit der Zähringerstadt?

Die Stadt Freiburg signalisiert durch ihre Zweisprachigkeit eine gewisse Offenheit, die mir entsprochen hat. Gerne erinnere ich mich an die Altstadt, wo ich für eine gewisse Zeit ein kleines Zimmer bei einem Ehepaar gemietet habe – eine klassische Studentebude. Um den Weg an die Uni zu verkürzen, bin ich oft mit dem legendären Funiculaire in die Oberstadt gefahren. Ein Vorfall in der Altstadt ist mir bis heute im Gedächtnis geblieben: Jemand hatte beim Parkieren des Autos am Hang vergessen, die Handbremse zu ziehen und der Wagen geriet ins Rollen. Da bin ich in das Auto hineingehechtet, habe es zum Stillstand gebracht und damit grössere Schäden verhindert – eine filmreife Szene.

Wie ging es weiter nach dem Studium?

Ich hatte das Gefühl, dass es nun an der Zeit war, meine eigenen Perspektiven zu entwickeln. Daher war die Loslösung von meinem Mentor Stephan Portmann, der mich stark geprägt hat, unumgänglich. Und so wagte ich den Sprung in die Arbeitswelt. Im Studio der Ciba-Geigy in Basel, der heutigen Novartis, habe ich etwa 100 Auftragsfilme verwirklicht und konnte mich technisch austoben. Ich war 26 Jahre alt und es ging mir materiell sehr gut, aber eigentlich wollte ich ja Künstler werden. Also wendete ich mich wieder der Kunst zu und machte mich in meinem Atelier in der Roten Fabrik in Zürich ans ▶



Werk. Es dauerte noch ein paar Jahre bis ich schliesslich 1997 meinen ersten Kino-Dokumentarfilm *Ricardo, Miriam y Fidel* realisieren konnte.

Warum haben Sie sich für das Dokumentarfilmschaffen und nicht für den Spielfilm entschieden?

Auch wenn ich kurz mit dem Spielfilm kokettiert habe, entschied ich mich klar für den Dokumentarfilm. Die Ambivalenz und Reichhaltigkeit sowie das Authentische am Dokumentarischen faszinieren mich. Das Klischee vom Dokumentarfilm als kleine hässliche Schwester der Blondine Spielfilm ist definitiv überholt. Mittlerweile beansprucht der Dokumentarfilm 45 Prozent des Marktanteils an den Kinoeintritten in der Schweiz und das ist enorm. Die Schweizer Dokumentarfilme sind Big Players und erfolgreich an internationalen Filmfestivals.

Ihre Filme «War Photographer», «The Giant Buddhas» und «Space Tourists» haben die internationalen Leinwände erobert. Woher schöpfen Sie die Ideen dafür?

Der Prozess verläuft immer von Innen nach Aussen. Es sind Schlüsselmomente in meinem Leben. Wenn ich beispielsweise einen kurzen Artikel lese und im selben Augenblick die Gewissheit habe, dass ich die nächsten drei Jahre an diesem Thema arbeiten werde. Das ist dann wie eine Offenbarung. Und wenn ich einmal in den Knochen gebissen habe, dann lasse ich ihn auch nicht mehr los. Der Schlüsselmoment für den Film *Ricardo, Miriam y Fidel* war die Begegnung mit Miriam in der Warteschlange, als ich in Havanna ein Filmfestival besuchte. Für den Film *War Photographer* waren Bilder des Kriegsfotographen James Nachtwey, die ich in einem Artikel der Zeitschrift «stern» gesehen hatte, der Auslöser. Die Idee zum Film *Space Tourists* entstand, als ich auf der Kehrseite der Zeitung «Tages-Anzeiger» einen kleinen Artikel über einen japanischen Milliardär las, der zur internationalen Raumstation fliegen wollte, um im All einen speziell angefertigten Raumanzug zu tragen, inspiriert von seiner Lieblings-Comic-Figur. Ich begann zu recherchieren und die Themen liessen mich nicht mehr los.

Ihr neuester Film «Sleepless in New York» handelt von Liebe und Liebeskummer. Was gab den Anlass, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen?

Nach drei Welterfolgen, in denen ich mich mit brisanten Themen wie Krieg, Afghanistan und Weltall auseinandergesetzt habe, stell-

te ich mir die Fragen: Was tust du jetzt? Wo gehst du noch hin? Ich hatte das Bedürfnis, eine andere Richtung einzuschlagen. Gleichwohl ist Liebeskummer ein typisches Thema für mich, da es universell ist. Dieser Zustand geht buchstäblich ans Lebendige und wird irrtümlich als Teenager-Problematik belächelt. Meiner Meinung nach kann man die ganze Kunstgeschichte ohne Liebe und vor allem ohne Liebeskummer nicht verstehen. Liebeskummer ist eine der wesentlichen Triebfedern der kulturellen Entwicklung.

Als Dokumentarfilmer tragen Sie eine besondere Verantwortung, sind mittendrin im Geschehen, tauchen in fremde Leben ein und bauen Vertrauen zu den Protagonisten auf. Wie meistern Sie den Balanceakt zwischen Nähe und Distanz zu Ihren Filmfiguren?

Als Dokumentarist bin ich einerseits verliebt in das Authentische und Reale. Andererseits bin ich ein Geschichtenerzähler. Um eine Geschichte zu erzählen, muss man Komplexität weglassen. Auch im Dokumentarfilm wird herausgeschält und verdichtet. Es ist wie im wahren Leben: Wir ertrinken in zuviel Komplexität und sehen das Wesentliche nicht mehr. In diesen Moment bieten uns die wahren Freunde Hilfe und Ratschläge an. Genau so funktioniert der Dokumentarfilm. Ist die Komplexitätsreduktion für die Protagonisten nahvollziehbar, hat sie eine positive Wirkung. Diese Verantwortung trägt man als Dokumentarfilmer. Der Vertrauensaufbau zu den Protagonisten ist eine sehr bedeutungsvolle Phase und geschieht meistens vor dem Dreh. Ich versuche mich den Protagonisten stets mit einer grundsätzlichen Empathie zu nähern. Dabei spielt es keine Rolle, wo sie stehen, ob sie reich oder arm sind. Mich interessiert der Mensch an sich, ich verurteile seine Taten nicht und gehe mit sehr viel Offenheit an die verschiedenen Individuen heran. In meinem Beruf werde ich fortlaufend mit Herausforderungen konfrontiert. Aber genau das reizt und fasziniert mich immer wieder aufs Neue.

Gibt es in beruflicher Hinsicht etwas, das Sie noch unbedingt tun möchten?

Ich würde gerne wieder einmal einen Film in einer gefahrenfreien Zone realisieren. Es gibt weltweit unzählige Themen, in denen ein enormes Potenzial an Emotionen, Zielen und Konflikten steckt, und bei denen möchte ich dabei sein. ■

Prendre son envol à Fribourg

Mettre les objets au service des humains en les interconnectant: c'est la mission de Dominique Guinard. Aujourd'hui installé à Londres, le Fribourgeois de 33 ans conserve un fort attachement pour sa région d'origine. Patricia Michaud

En bref

Pour Dominique Guinard, co-fondateur et Chief Technology Officer (CTO) chez EVERYTHING, ainsi que co-créateur du Web of things, «Fribourg, c'est chez moi». Le jeune entrepreneur a étudié à la Faculté des sciences entre 2002 et 2007, afin d'obtenir un Master en informatique et un Bachelor en informatique et gestion d'entreprise. Tombé dans la marmite informatique et entrepreneuriale dès l'enfance, il crée sa première entreprise en 1996, à l'âge de 15 ans. En 2006, il quitte la terre fribourgeoise, à laquelle il est si attaché, pour aller terminer son travail de Master à Lancaster. En 2012, sa thèse de doctorat est médaillée de l'EPFZ. «La proximité avec les professeurs et le fait que ces derniers tentent de construire les étudiants plutôt que d'en avoir le plus possible» ont beaucoup marqué ses souvenirs de l'Université de Fribourg, même s'il déplore un peu qu'à cause de son «manque de moyens marketing, celle-ci soit moins visible que d'autres hautes écoles».

Dominique Guinard, vous vous décrivez comme un «Fribourgeois pur sucre». Des études à l'Université de Fribourg étaient-elles, dès lors, une évidence pour vous?

Je suis moitié gruérien et moitié broyard. Et j'ai grandi à Marly. Bref, 100% fribourgeois! Par contre, j'avoue (rires) que je n'ai pas commencé ma formation à l'Université de Fribourg, mais à l'Ecole polytechnique fédérale de Lausanne (EPFL). Après une maturité gymnasiale au collège de Gambach en section économie, j'ai suivi le Cours de mathématiques spéciales (CMS) à l'EPFL, une année préparatoire car je n'étais pas assez bon en maths pour attaquer directement le cursus. Ce fut l'une des pires années de ma vie! Il y avait une compétition folle entre les étudiants, qui plombait totalement l'ambiance. Parallèlement, j'ai réalisé que j'avais envie et besoin de me plonger dans différentes matières plutôt qu'une seule. C'est exactement ce que proposait l'Université de Fribourg, avec son système de branche principale et secondaire. En 2002, j'y ai attaqué un Bachelor en informatique et en gestion d'entreprise.

Qu'est-ce qui a motivé ce choix?

L'informatique en branche principale, ce n'était même pas un choix: je suis tombé dedans quand j'étais tout petit, avec un père qui a travaillé chez IBM pendant 48 ans. J'ai eu mon premier ordinateur à l'âge de 4 ans! Je tiens à préciser que je ne suis pas pour autant un geek complet (rires)... La branche secondaire, c'est ma fibre entrepreneuriale qui me l'a dictée. C'est d'ailleurs aussi un aspect que j'ai développé assez tôt. Quand j'avais 15 ans, j'ai monté avec quelques amis une entreprise

baptisée GMIPSoft.com. Nous offrions des services informatiques pour de petites et moyennes sociétés, du type fitness, etc. C'était le début d'Internet et la création de sites faisait un carton. Nous nous sommes dit qu'il serait intéressant de créer des applications, ce qui n'était pas encore courant. Elles permettaient, par exemple, de gérer la clientèle et les newsletters. Cette boîte a tenu 9 ans, mais comme nous la considérons plutôt comme un hobby, elle a fini par disparaître.

Visiblement, cette expérience de patron vous a plu; vous avez créé une seconde société avant vos 20 ans...

Ce deuxième projet a sans doute généré la plus grande frustration de ma vie. En 1999, alors que je faisais du *web developing* chez InMotion (l'ancêtre de Dartfish), deux collègues – dont mon cousin – et moi avons eu une chouette idée: créer une plateforme de vente d'articles de sport. C'était une sorte d'e-Bay européen avant l'heure. Nous avons peaufiné le concept, l'avons appelé Spoker, puis nous nous sommes lancés. Même si ça marchait plutôt bien – nous avons même reçu des demandes de collaboration venant de Thaïlande –, nous n'y avons pas cru assez et avons fini par arrêter après 5 ans. Quand je vois le succès de Ricardo.ch, je ne peux pas m'empêcher d'avoir un pincement au cœur.

Il a fallu attendre 2011, et le lancement d'EVERYTHING, pour voir ressortir votre fibre entrepreneuriale. Pourquoi cette longue pause?

L'Université de Fribourg, c'était vraiment des années de travail. Après la première année, j'ai arrêté toutes mes activités ►

annexes. Je n'avais plus le temps, il fallait que j'étudie à 100%. Pour réussir un cursus en sciences, soit il faut être un génie – ce que je ne suis pas du tout – soit il faut bosser (rires)! Moi, je mets énormément de travail dans tout ce que je fais. Et je n'étais pas franchement prédestiné aux études. A l'école primaire, j'étais archinul. Je me souviens de cet instituteur qui me disait: «Je ne sais pas quoi faire de toi. Tu es gauche comme ce n'est pas permis et, en plus, tu dors en classe. Tu ne sais rien faire, ni manuellement, ni intellectuellement. Il faut que tu te réveilles!».

Vous ne leur en tenez pas trop rigueur, aux professeurs de l'Alma mater fribourgeoise, de vous avoir fait pareillement suer?

Au contraire! J'ai gardé contact avec quasiment tous mes professeurs. C'est d'ailleurs ce que j'ai trouvé magnifique à l'Université de Fribourg, du moins dans le Département d'informatique: nous étions une petite famille et les professeurs prenaient le temps de nous former en fonction de nos besoins. S'ils voyaient qu'un étudiant travaillait bien, ils essayaient de le pousser en l'envoyant très tôt à des conférences pour promouvoir ses travaux. Dans les grandes universités, il faut être un génie qui sort du lot pour avoir droit à ce genre de traitement. Or, c'est ce qui booste une carrière. Moi, c'est justement grâce à deux professeurs de l'Université de Fribourg que j'ai réussi à «décoller»: ils m'ont dit que si je voulais faire un parcours académique, il fallait que je me détache de la région, quitte à y revenir après. Que j'aille voir ailleurs. Pas parce que c'est Fribourg, mais parce que toute carrière dans les sciences implique du mouvement. C'est comme ça qu'on forme sa pensée: en rencontrant plein de monde dans plein d'endroits. Ils m'ont encouragé à partir terminer mon travail de Master (ndlr: couronné par le Fritz Kutter Award) à Lancaster. Cette expérience m'a clairement ouvert les portes suivantes: l'Ecole Polytechnique Fédérale de Zurich, où j'ai réalisé mon Doctorat, et le Massachusetts Institute of technology, où j'ai été chercheur invité durant 7 mois.

Quand êtes-vous entré en contact avec l'Internet des objets (IOT), la discipline qui sous-tend votre champ d'activité actuel?

Mon intérêt pour l'IOT, je le dois aussi à l'Université de Fribourg. Durant mes premières années d'études, je me suis lié

d'amitié avec un postdoc en informatique, Patrick Fuhrer. Un de ses amis travaillait chez Sun Microsystems, un gros constructeur d'ordinateurs, qui a été depuis racheté par Oracle. Il a proposé à Patrick de lancer un projet de Bachelor sur les tags RFID, une technologie peu coûteuse qui permet de placer des informations sur les objets, puis de les lire à distance. Ce travail était assez novateur, puisque c'était l'une des premières fois qu'on utilisait les RFID pour une application académique. Par ailleurs, notre démarche avait cela d'inédit que nous utilisions le déplacement d'une personne pour déclencher le processus d'interaction avec l'objet (*kinetik user interface*). Le projet a eu pas mal d'échos, ce qui était très cool pour un jeune étudiant!

Vos années zurichoises ont été consacrées à la co-crédation du Web of things, prolongement de l'IOT visant à interconnecter les objets. Au passage, vous avez décroché la prestigieuse médaille de l'EPFZ. Quelle idée vous a ensuite pris de lancer une start-up, alors que la crème de l'industrie et de l'académie vous tendait les bras?

Le Web of things est une idée qui a pris une ampleur bien au-delà de ce que nous avions prévu. Il y a énormément d'entreprises qui ont été lancées dans la foulée. Durant nos dernières années de doctorat, les deux autres créateurs et moi avons fait pas mal de *consulting* pour ces sociétés. Nous avons fini par nous dire que c'était bien joli d'avoir élaboré ces concepts, mais qu'il était temps d'en profiter nous-mêmes. L'idée d'EVERYTHNG, c'est l'implémentation commerciale du Web of things (ndlr: notamment dans le secteur des biens de consommation). Au départ, l'entreprise était à cheval entre Zurich et Londres, deux pôles majeurs pour l'Internet des objets. Mais nous avons réalisé qu'il est très dur d'innover lorsque tous les collaborateurs ne sont pas au même endroit. Nous avons donc opté pour une centralisation à Londres des 25 membres de l'équipe. Cette opération a été une réussite du point de vue du business et ma nouvelle vie britannique me plaît. Mais cela ne m'empêche pas d'espérer qu'un jour je travaillerai à nouveau en Suisse. ■



Gerechtigkeit in den Genen

Ana Patricia Rahn Erden ist eine Tochter aus gutem Hause. Kaum das Lizentiat in der Tasche, musste die heute 36-Jährige vor rund zehn Jahren den Sprung ins kalte Wasser wagen und die Firma des Vaters übernehmen. Claudia Brühlhart

In Kürze

Ana Patricia Rahn Erden kam 1977 in Mexiko zur Welt. Sie ist in Zürich aufgewachsen, wo sie auch heute mit ihrem Mann und ihrem Sohn lebt. Nach einem Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Freiburg (1997-2003) absolvierte Ana Rahn einen MAS in Accounting & Finance an der Hochschule für Wirtschaft in Zürich (HWZ). Die 36-Jährige wurde 2006 zur Mehrheitsaktionärin und zum VR-Mitglied der Firmen Rahn AG und Rahn & Co und kümmert sich auch um die Hans Konrad Rahn-Stiftung sowie um den Rahn Kulturfonds. Die Rahn AG ist ein seit über 70 Jahren weltweit tätiges Schweizer Familienunternehmen, tätig in den Bereichen Energy-Curing, Cosmetics und Scent & Taste. In den Firmenlabors in der Schweiz und in den USA entwickelt die Rahn AG Produkte für die strahlenhärtende und kosmetische Industrie.

Ana Rahn, Sie haben an der Universität Freiburg Rechtswissenschaften studiert – ein Kopf- oder ein Bauchentscheid?

Eher Bauch. Ich wusste seit ich zehn Jahre alt war, dass ich Recht studieren will. Mir war klar, dass ich dafür ins Gymi gehen muss und danach an die Uni. Ich denke, mit zehn fällt man Bauchentscheide.

Hatten Sie als Kind einen sehr ausgeprägten Gerechtigkeitssinn?

Ja, genau. Dies sagt man auch heute noch von mir. Als Jugendliche kannte ich Anwälte aus Büchern und Serien und fand es lässig, wenn sich jemand für andere einsetzt. So wie die Verteidiger vor Gericht. Auch ich bin als Kind schon gerne für andere eingestanden. Von meinem Berufswunsch bin ich im Übrigen nie abgewichen.

Aus der Verteidigerin wurde aber nichts.

Nein, tatsächlich. Recht studiert hab ich zwar – und auch abgeschlossen. Ich habe das Studium sehr gemocht und würde wieder dasselbe studieren – auch wenn ich in meiner Tätigkeit eigentlich eher ein Wirtschaftsstudium gebrauchen könnte. Aber wie das Leben so spielt, als ich 26 war übernahm ich die Belange meines Vaters, der die Firma von meinem Grossvater übernommen hatte und bis 2000 noch das VR-Präsidium hatte. Dann wurde er krank. 2006 war dann die Eigentumsübertragung, ich erhielt die Aktienmehrheit der Rahn AG und der Rahn & Co. Das Anwaltspraktikum rückte in den Hintergrund, und dann immer weiter in die Ferne. Ich trauere dem Anwaltspatent aber nicht nach – wer weiss, ob ich diese Prüfung überhaupt bestanden hätte (lacht).

Was hat Sie nach Freiburg geführt?

Ich wusste, ich will Recht studieren und ich wollte immer ins Ausland, um dazu noch eine andere Sprache zu lernen. Recht studieren im Ausland macht aber wenig Sinn. Lustigerweise traf ich dann eine Nachbarin, die in Freiburg studiert und sehr davon geschwärmt hat. Da hat es bei mir klick gemacht: Ich sagte mir, dass ich in Freiburg ja Recht studieren und – wenn ich will – gar noch Französisch lernen kann. Im Endeffekt hab ich aber dann fließend Italienisch gesprochen, da ich sehr viel Zeit mit Tessinern verbrachte.

Welches sind Ihre Aufgaben in den beiden Firmen?

Meine Aufgaben sind rein strategischer und repräsentativer Natur. Da ich die Mehrheit der Aktien habe, werden wichtige Entscheidungen mit mir diskutiert. Ich bin VR-Mitglied und pflege den Kontakt zu den Mitarbeitenden als Repräsentantin der Familie. Dies betrifft die Rahn AG und auch die Rahn & Co. Die beiden Firmen sind aber strikt getrennt. Die Rahn AG hat 100 Mitarbeitende, die Rahn & Co. nur sieben. Ich bin in beiden Firmen aber nicht operativ tätig, dazu fehlt mir auch die Zeit.

In der Tat, Sie sind ja noch in ganz anderen Bereichen tätig. So zum Beispiel für den Rahn Kulturfonds und die Hans Konrad Rahn-Stiftung.

Genau. Alle zwei Jahre engagiere ich mich als Präsidentin im Rahmen des Rahn Kulturfonds mit einem Musikwettbewerb für junge Künstler. Der Musikpreis, alternierend für Streichinstrumente und Klavier, soll Studierende an Schweizer Musikhochschulen fördern. Ich kümmere mich jeweils auch um das Preisträgerkonzert in der Tonhalle Zürich.



Hat die Musik auch nebst dem Musikwettbewerb einen besonderen Stellenwert in Ihrem Leben?

Ja, das hatte sie immer schon. Unsere Eltern hörten sich jeden Sonntagmorgen in beeindruckender Lautstärke klassische Konzerte an, während mein Bruder und ich noch am schlafen waren – respektive dann eben nicht mehr schlafen konnten. In dieser Zeit mochte ich natürlich lieber Pop und so. Meine Grosseltern väterlicherseits waren beide Musiker; meine Grossmutter Pianistin, mein Grossvater ein Hobby-Bratschist auf sehr hohem Niveau. Mein Vater, seinerseits ein sehr guter Querflötist, war es dann, der den Musikpreis ins Leben gerufen hat. Ab 2006 hab ich mich darum gekümmert und damit hat sich auch mein Interesse für die Musik gewandelt, ja es hat stark zugenommen. Auch mein Ohr hat sich entwickelt: Mittlerweile gleicht meine Einschätzung, insbesondere für Cello, jener der Juroren.

Spielen Sie selber ein Instrument?

Nein. Also ich musste natürlich Klavier spielen, bin aber kläglich gescheitert. Dann fing ich an, Gesangsstunden zu nehmen und das hat mir sehr, sehr gefallen. Sollte ich mal wieder mehr Zeit haben, würde ich dies gerne weiterführen.

Das Honorarkonsulat von Mexiko ist ebenfalls Freiwilligenarbeit. Wie kam es dazu?

Mein Vater war Honorarkonsul von etwa 1990 bis 2000. Rund zehn Jahre später wurde ich dann angefragt. Es ist ja vor allem eine repräsentative Angelegenheit und geht darum, Mexiko in Zürich zu vertreten. Das heisst, mal einen Anlass zu besuchen oder auch Pässe auszustellen für jene, die nicht nach Bern gehen wollen und interessierten Personen Mexiko näher vorzustellen.

Ihr Engagement für den Musikpreis, für unzählige andere Institutionen und schliesslich auch fürs Honorarkonsulat: Geht dies einher mit Ihrem Gerechtigkeitsinn oder ist es Familientradition?

Mein Gerechtigkeitsinn wurde sicher auch durch die Tradition in der Familie geprägt, anderen zu helfen. Ich erinnere mich beispielsweise daran, wie meine Mutter nach dem grossen Erdbeben in Mexiko 1985 eine Spendenaktion startete, um eine Siedlung wieder aufzubauen, die zerstört worden war. Ich war damals acht Jahre alt und habe mitgeholfen, Kuchen zu verkaufen. Ich fand das normal. Uns ging es gut, also haben wir anderen geholfen. Aus diesem Grund hat mein Vater 2003 anlässlich seines 70. Geburtstags

auch die Hans Konrad Rahn-Stiftung gegründet, in welche jeweils zwei Prozent des Cashflows der Rahn AG fliessen.

Ihr Einstieg in die Firma war ein Sprung ins kalte Wasser: In der Geschäftsleitung der Rahn AG sitzen nur Männer, alle ein paar Jährchen älter als Sie.

Tatsächlich war der Anfang recht schwierig. Ich war 26 und kam frisch von der Uni. «Was kann die denn?», haben sich da wohl viele gefragt – und dies teilweise auch durchblicken lassen. Ich bin auch heute, zehn Jahre später, noch immer die einzige Frau und noch immer die Jüngste. Den Status des Greenhorns hab ich aber hoffentlich überwunden.

Interessieren Sie sich auch für die konkreten Tätigkeitsbereiche der Firma?

Ich interessiere mich sehr dafür und finde unsere Produkte auch spannend. Im Bereich Energy-Curing beispielsweise geht es um Lacke und Harze, die unter anderem dazu dienen, Oberflächen zu härten oder für eine bessere Haftung sorgen, wie etwa in der Zahnmedizin. Wir haben auch Wirkstoffe gegen das Altern, sind tätig im Bereich der Duftstoffe. Es freut mich auch, wenn ein Produkt in einem gängigen Artikel drin ist, beispielsweise in einer Handcreme der Migros, denn wir vermarkten ja keine Endprodukte.

In Anbetracht dieser Produktpalette wäre ein Studium der Chemie auch nicht schlecht gewesen...

Ja, klar. Aber dazu bin ich nicht gescheit genug (lacht)!

Sie unterstützen diejenigen, die wenig haben und stellen Dinge her, die die Welt nicht braucht...

Ein interessanter Gedanke. Natürlich, Kosmetik ist in gewisser Hinsicht Luxus. Feine Düfte auch. Aber ich kann trotzdem dahinter stehen. Denn die Produkte machen Freude. Und so gesehen braucht die Menschheit sie eben doch. Ausserdem sind viele der Sachen ja für alle erschwinglich.

Verraten Sie mir noch eine Erinnerung aus der Zeit in Freiburg?

Gerne denke ich an meine Professoren Gauch und Niggli zurück. Ich würde bestimmt wieder in Freiburg studieren. Sehr beeindruckt hat mich auch, wenn mich die Professoren auf der Strasse gegrüsst haben. Sowieso erschienen mir die Leute freundlicher als hier in Zürich. Man hat mir einmal gar gesagt: «Was, du bist von Zürich? Du bist ja ganz nett!». ■

Du bénévolat au Conseil aux Etats

Pour Christian Levrat, étudier à l'Université de Fribourg est une véritable chance: profondeur historique et discussion sur le sens y sont plus marquées. C'est ce qu'il constate dans les profils de collègues sortis d'autres universités. Magali Jenny

En bref

Président du Parti socialiste suisse et Conseiller aux Etats, Christian Levrat étudie le droit entre 1990 et 1995. Après sa Licence, il obtient une Demi-licence en philosophie et un Diplôme en management d'associations. En juin 1992, il décide de partir étudier une année en Angleterre, où il réalise un Master en sciences politiques. Son élection au Conseil national en 2003 représente une étape importante dans sa carrière professionnelle et politique, tandis que son attention se focalise désormais sur l'horizon de 2015, date des prochaines élections fédérales. Son goût pour le débat d'idées s'épanouit déjà durant ses études, puisque son meilleur souvenir de l'Université de Fribourg reste... la bibliothèque de théologie! «J'y ai passé des années. Je me souviens des fauteuils, placés à l'entrée, dans lesquels nous discutons les dimanches après-midi, en période de préparation d'examens. C'est probablement la richesse de ces échanges entre juristes, philosophes et économistes, issus d'un peu tous les horizons qui m'a le plus marqué. C'est aussi ça, la force de l'Université de Fribourg: sa taille humaine favorise les contacts entre les différentes facultés. Aujourd'hui encore, je conseillerais aux étudiants d'au moins commencer leur formation dans de petites universités.»

Christian Levrat, que vous a apporté votre passage à l'Université de Fribourg?

J'ai fait une Licence en droit et une Demi-licence en philosophie, ce qui m'a probablement donné une formation plus large que celle que l'on peut acquérir dans des «boîtes à juristes». Je pense que ce n'est réalisable qu'à Fribourg. Je me souviens de mon premier jour à l'Université... Je voulais m'inscrire à la fois en droit et en philosophie, mais on m'a signifié que c'était impossible. Finalement, j'ai obtenu gain de cause et j'ai pu suivre ce double cursus. Cette expérience m'a appris, qu'en insistant suffisamment, on finit par se faire entendre. J'ai également eu la chance d'être parmi les pionniers ayant effectué un échange Erasmus. A cette époque, de gros moyens étaient à disposition et les étudiants qui souhaitaient tenter l'aventure peu nombreux. Comme les exigences étaient encore assez floues, j'ai pu partir en Angleterre, alors que je ne n'avais qu'une Demi-licence en droit, et sans passer mille examens pour déterminer si j'avais un niveau d'anglais suffisant, comme c'est le cas aujourd'hui. J'ai même eu la possibilité de faire un Master en sciences politiques en Grande-Bretagne, tout en poursuivant mes études à Fribourg en parallèle.

Cette expérience vous a-t-elle été utile sur le plan professionnel?

J'en suis persuadé. De plus, l'Université de Fribourg venait d'introduire la Licence bilingue. J'ai aussi saisi cette opportunité. En tant que petit étudiant gruérien, je n'avais que des connaissances scolaires d'allemand. Je me souviens du premier cours du Professeur Fleiner en droit constitutionnel... Je n'ai pas compris un

mot! Je suis sorti de la salle sans savoir s'il avait commencé son enseignement ou s'il avait seulement présenté un survol du programme de l'année. Mais, après deux mois déjà, cela ne posait plus le moindre problème. Aujourd'hui, j'utilise beaucoup l'allemand dans ma vie professionnelle. Evidemment, mes interlocuteurs sentent très vite que je l'ai appris à l'université, parce que je maîtrise relativement bien le vocabulaire technique, mais qu'il me manque, parfois, des expressions de la vie courante. C'est une expérience encourageante, qui vaut la peine d'être vécue et qui, j'espère, motivera d'autres étudiants. Il ne faut pas se laisser rebuter par les premiers obstacles qu'on peut rencontrer.

Y avait-il une matière que vous n'aimiez pas beaucoup?

Le droit privé. Pour des raisons qui m'échappent encore, j'ai passé mes examens de licence avec la note maximum. Le Professeur Steinauer a essayé de me convaincre de continuer et je me souviens de sa surprise quand j'ai refusé cette opportunité.

Quel a été votre parcours professionnel après l'obtention de votre Licence?

C'est une longue histoire. Pendant mes études déjà, je travaillais bénévolement pour des œuvres d'entraide, dans le domaine de l'asile. Après avoir terminé ma Licence en droit, j'ai été engagé par Caritas-Fribourg, puis par Caritas-Suisse. En 1997, j'ai intégré l'Organisation suisse d'aide aux réfugiés (OSAR), dont j'ai dirigé le service juridique à partir de 1999. En 2001, j'ai changé d'orientation en devenant secrétaire central, puis président, en 2003, du Syndicat ▶

de la communication. Cette même année, j'ai également été choisi comme conseiller national à Fribourg pour le Parti socialiste. Je suis resté au Syndicat jusqu'en 2008, date à laquelle j'ai été nommé président du Parti socialiste suisse. Depuis lors, je me suis consacré principalement à la politique. En 2012, suite à l'élection d'Alain Berset au Conseil fédéral, j'ai été élu conseiller aux Etats pour Fribourg.

Passer des œuvres d'entraide au monde politique s'est-il révélé compliqué?

Pour moi, c'était une suite logique. En tant que chef juridique de l'Organisation suisse d'aide aux réfugiés, l'organisation faitière des œuvres d'entraide, qui s'occupe, en premier lieu, du développement de la politique d'asile, j'ai toujours eu des contacts très étroits avec le monde politique. J'étais aussi régulièrement présent au Palais Fédéral pour défendre mes dossiers, que ce soit dans le domaine de l'asile ou du service public. Ce n'était donc pas un changement aussi radical qu'on peut le croire.

Conseiller national ou conseiller aux Etats, quelle est votre préférence?

Conseiller aux Etats! Tout d'abord, parce que c'est un cercle beaucoup plus restreint, où la conviction personnelle et la capacité à persuader jouent un rôle prépondérant. Ensuite, parce que, par définition, les conseillers aux Etats sont des généralistes et, en tant que tel, cette position me convient mieux. Finalement, parce que les liens avec le Canton sont beaucoup plus clairs qu'au National. La priorité des priorités, c'est la défense des intérêts de Fribourg à Berne.

Etes-vous très attaché à Fribourg?

Oui, bien sûr. Je fais partie des gens qui considèrent qu'avoir des racines est très important... En politique, peut-être plus qu'ailleurs, on court le risque de perdre le contact ou de se replier sur un certain milieu. Pour ma part, je n'habite pas seulement dans le Canton ou la région de Fribourg, mais carrément dans le petit village où j'ai grandi. Cela représente, en quelque sorte, une assurance contre cet isolement et cette distance, qui peuvent naître au fil du temps.

Vous accordez donc beaucoup d'importance aux gens?

Les gens que je rencontre dans mon village et avec qui je discute sont mes copains d'école. Ils évoluent dans différents milieux: paysans, mécaniciens, médecins... Le fait

de les connaître depuis toujours offre une autre base de discussion, plus directe, plus franche. En s'installant dans un tout nouvel endroit, un politicien, même très ouvert et attentif aux autres, ne peut pas créer les mêmes rapports avec la population.

Vous évoquez les copains d'école. Et les copains d'université?

J'ai encore des contacts réguliers avec des amis de cette époque-là. Je viens d'ailleurs de discuter avec un certain nombre de mes anciens camarades d'université dans le cadre d'une révision du Droit des sanctions dans le Code pénal. Je ne maîtrise pas parfaitement ce domaine et je suis donc intéressé par ce que des praticiens de diverses sensibilités et «couleurs» politiques pensent des changements envisagés. C'était aussi l'occasion d'aller à la rencontre de ceux qui sont engagés comme procureurs, avocats ou juges dans le système pénal fribourgeois.

Ya-t-il des originalités ou des points forts dans votre carrière?

Je ne sais pas si c'est une originalité, mais, certainement, être un touche-à-tout constitue ma marque de fabrique. Que ce soit à titre bénévole ou professionnel, j'ai évolué par périodes de dix ans: d'abord dans les œuvres d'entraide, puis dans les syndicats et, actuellement, en tant que membre du Parlement fédéral... J'aime assez cette idée de ne pas être enfermé dans un univers trop étroit et d'avoir la possibilité de toucher à différents domaines. C'est un privilège, mais cela requiert une certaine prudence. Mis à part les questions touchant à l'asile, je ne suis pas un spécialiste. Il est donc essentiel de savoir solliciter et écouter des avis pertinents pour pondérer des arguments qu'un généraliste ne parviendrait peut-être pas à développer seul.

Où et comment vous voyez-vous dans une dizaine d'années?

Je ne planifie pas vraiment à aussi long terme. Cette réponse peut paraître caricaturale, mais dans mon cas, c'est une réalité. Je m'investis toujours à 150% dans les domaines qui m'intéressent et me passionnent. Par contre, je n'ai jamais eu le sentiment de devoir m'enfermer dans une boîte ou dans une carrière, tracée par d'autres ou par moi-même. Je suis ouvert: je saisis les occasions qui se présentent et les activités qui ont un sens pour moi, me motivent et me poussent à m'investir au-delà de la moyenne. ■



«Dorthin, wo etwas bewegt wird»

Elmar Ledergerber nahm an einer Studentendemo teil, schaffte in 13 Semestern zwei Lizentiate und war acht Jahre lang Stadtpräsident von Zürich. Er weibelt noch heute für «seine» Stadt. Jean-Luc Brühlhart

In Kürze

Elmar Ledergerber ist 70 Jahre alt (4.4.44) und aktuell Präsident von Zürich Tourismus und der Entwicklungsorganisation Helvetas Swiss Intercooperation. Er ist in Engelberg (OW) aufgewachsen und schloss 1964 dort an der Stiftsschule die Matura ab. Von 1965 bis 1968 studierte er in Freiburg Geschichte und historische Hilfswissenschaften. Sein zweites Lizentiat (VWL) erlangte er 1971 an der HSG. Später leitete er Projekte und hatte Mandate inne im Bereich Umwelt-, Energiewirtschaft und Infrastrukturentwicklung. 1974 trat er der SP bei und promovierte 1979 an der Wirtschaftshochschule HSG in St. Gallen mit der Dissertation *Wege aus der Energiefalle*. Der Ökonom war überzeugt, bis zur Jahrtausendwende in grossem Stil Erdöl durch erneuerbare Energien ersetzen zu können. Die Stationen seiner politischen Laufbahn: Zürcher Kantonsrat (1979-87), Nationalrat (1987-98), Hochbauvorsteher Stadt Zürich (1998-2002) und Zürcher Stadtpräsident (2002-09).

Herr Ledergerber, Sie kamen im Frühling 1965 über einen kleinen Umweg nach Freiburg. Was war geschehen?

Ja, das war etwas kompliziert (lacht). Ich habe 1964 nach der Matura im Herbst in St. Gallen ein BWL-Studium begonnen. Musste aber bald erkennen, dass mich Buchhaltung, Unternehmensführung oder Absatzlehre nicht interessieren. Ich konnte dem Gedanken, die nächsten 30 Jahre nur noch Bilanzen zu lesen, gar nichts abgewinnen. Deshalb kam ich im Frühling 1965 nach Freiburg und habe ein Geschichtsstudium begonnen.

Aber auch als Historiker sahen Sie keine Zukunft.

Genau so wenig wie Bilanzen zu lesen konnte ich mir vorstellen, mein Leben in einer Unterrichtsstube oder in einem Archiv zu verbringen. Sagen wir es so: Ich wollte dorthin, wo etwas bewegt wird. Und nach dem ersten Studium fühlte ich mich stark genug, diesen Schritt zu tun. Ich konnte in St. Gallen direkt auf der Lizentiatsstufe eintreten und ein VWL-Studium in Angriff nehmen. So war es mir möglich, in 13 Semestern zwei Lizentiate zu erlangen.

Sie haben sich zu Beginn der 1970er-Jahre stark mit dem Thema Nachhaltigkeit auseinandergesetzt und gelten als Vordenker in Energie-, Agrar- und Wirtschaftspolitik. Wie kam das?

Ich wurde in dieser Zeit geprägt vom Club of Rome und seiner Studie *The limits to growth*. Diese Idee hat mich motiviert und politisiert. Nach dem Studium habe ich in verschiedenen Projekten und mit Nationalfondsgeldern auf diesem Gebiet geforscht. Ein Werk, das mich beeinflusst hat ist *Wege aus der Wohlstandsfalle*. Für die Grünen – ins-

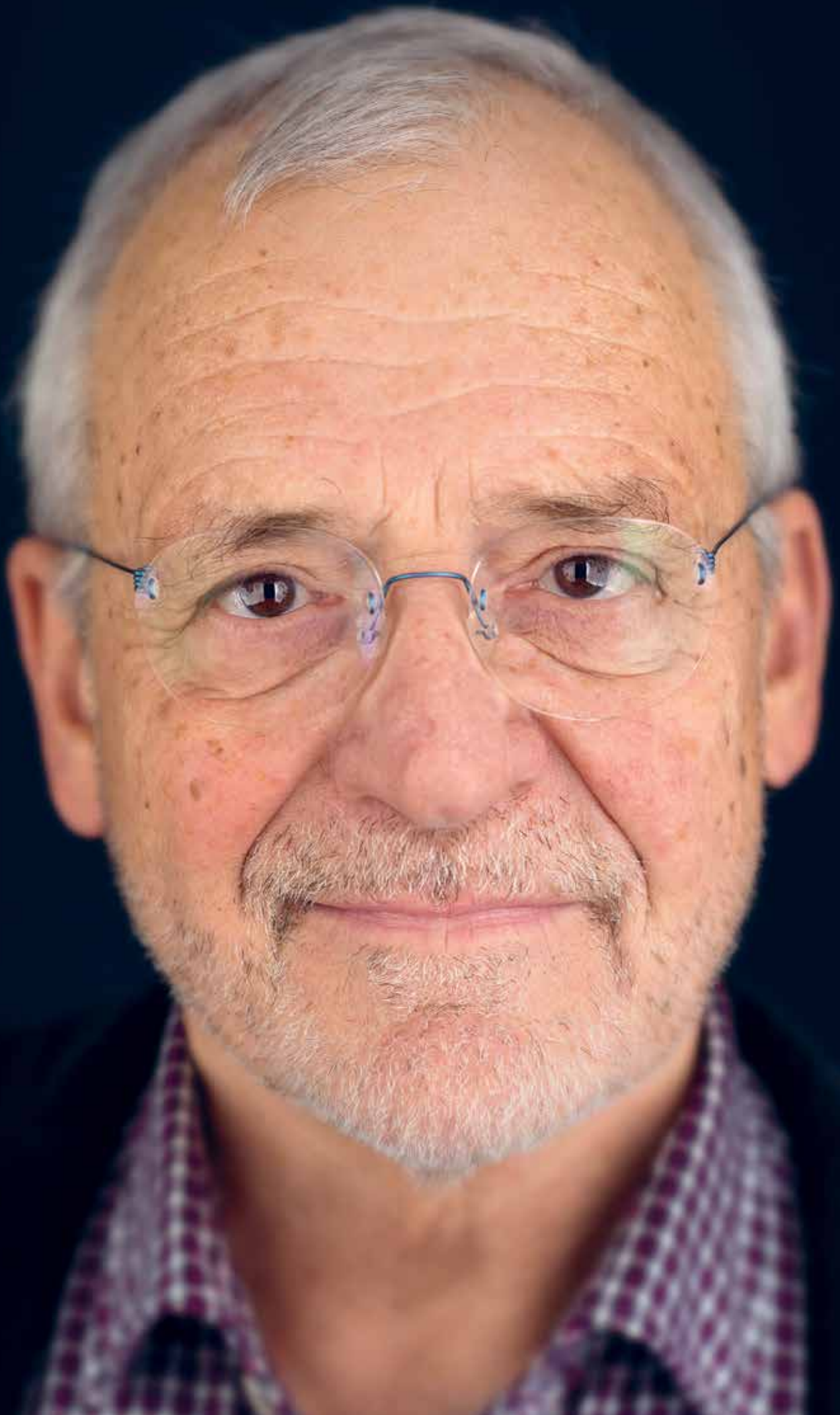
besondere in Deutschland – ein Kultbuch! 1979 promovierte ich an der Wirtschaftshochschule HSG in St. Gallen mit der Dissertation *Wege aus der Energiefalle*. Ich wollte damit aufzeigen, wie man aus der Atomenergie aussteigen und mit entsprechenden Förder- und Steuermitteln gleichzeitig den CO₂-Ausstoss senken kann. Meine Dissertation verkaufte sich rund 3000 Mal.

Trotzdem sind Sie der SP und nicht den Grünen beigetreten.

Die gab es damals ja noch nicht! Ich wurde 1974 Mitglied der SP, weil diese Partei die Offenheit hatte für solche Ideen. Zwei Jahre später gründete ich mit meinem Partner das Beratungsinstitut Infrac. Unsere Themen waren nachhaltige Entwicklung, Energieeffizienz, alternative Energien und Versorgungskonzepte. Wir haben Dienstleistungen im In- und Ausland erbracht. Diese Erfahrungen waren eine wichtige Grundlage für mein Leben als Politiker.

Als Stadtpräsident von Zürich waren Sie dann tatsächlich dort, wo Sie etwas bewegen konnten.

Nach Jahren der Wirtschaftskrise und Depression hatte Zürich Ende der 1990er-Jahre das Gefühl, den internationalen Standortwettbewerb längst verloren zu haben. Nie mehr Vollbeschäftigung war die verbreitete Angst. So trat ich, der SPler, 1998 mit einem 12-Punkte-Wirtschaftsprogramm zur Stadtratswahl an, wurde glänzend gewählt und Hochbauvorsteher. Zürich erlebte dann schon im Jahr 2000 einen konjunkturellen Hype, den es damals in der Schweiz sonst nicht gab. Es war uns gelungen, innert zwei Jahren eine neue, zukunftsweisende Bau- und Zonenordnung zu erarbeiten und durch ▶



Parlament und Volksabstimmung zu bringen. Dazu brachte mein Programm «10'000 neue grosse Wohnungen in zehn Jahren» einen enormen Schub in die Bauwirtschaft. Endlich wurde wieder mit Freude gebaut und die Zuversicht kehrte zurück. 2002 wurde ich dann Stapi.

Und was zeichnet einen guten Stapi aus?

Es hat in meinem Fall nicht nur den volkswirtschaftlichen Hintergrund gebraucht, sondern auch eine Vision, wie sich ein Standort wie Zürich entwickeln und behaupten kann. National und international. Ein Lokalpolitiker muss motivieren, kommunizieren und überzeugen können. Was ebenfalls sehr wichtig ist: die Arbeit mögen und Leute gern haben. Von grossem Vorteil für dieses Amt sind eine Leichtigkeit in der Kommunikation und Ausstrahlung.

2008 wurden Sie sogar zum weltweit zweitbesten Stadtpräsidenten gewählt. Was bedeutete Ihnen diese Auszeichnung?

Obwohl diese Wahl in keiner Art und Weise repräsentativ ist, habe ich mich natürlich darüber gefreut. Das war eine grosse Ehre.

Kamen Sie sich vor wie der Prophet im eigenen Land?

Nein, ich kann mich gar nicht beklagen! Ich durfte in meiner Amtszeit sehr viel Wertschätzung erfahren in der Stadt, in der Region und in der Schweiz. Und noch heute: Wenn ich mit dem Hund im Wald spaziere, grüssen mich die meisten Leute mit Namen. Ich hoffe immer noch, wieder einmal inkognito unterwegs sein zu dürfen (lacht).

Ihr Rücktritt als Stapi hat hohe Wellen geworfen. Sie haben diesen Schritt gemacht, um mehr Zeit mit dem Sohn zu verbringen. Wie ging die Geschichte weiter?

Mein damals 16-jähriger Sohn ist zu mir gezogen. Das war aber definitiv nicht mehr vereinbar mit meinem Job. Deshalb sagte ich mir: OK, ich werde 65, durfte jahrelang Stapi der schönsten Stadt sein, nun höre ich auf. Dies war überhaupt erst möglich, weil ich mit meinen Söhnen schon immer eine starke Beziehung hatte. Ich darf behaupten, präsenter gewesen zu sein als viele Väter in ungetrennten Ehen. Vor eineinhalb Jahren nun hat mein Sohn die Matura gemacht und – zu meinem Erstaunen – Militärdienst absolviert. Ich habe meinen Rücktritt nie bereut.

Haben Sie mit dem Gedanken gespielt, das Amt nicht ganz aufzugeben, sondern Teilzeit weiterzumachen?

Das habe ich mir auch überlegt. Aber dann wäre ich an zwei Orten im Defizit gewesen. Das ist die grösste Gefahr. Stapi sein ist eine sehr spannende Arbeit, bedeutet aber auch bis zu 90 Stunden Präsenz pro Woche.

Das grosse Zürich hier, das kleine Freiburg da: Wie nimmt der Zürcher Freiburg wahr?

Zürcher haben sehr viele Sympathien mit der welschen Schweiz. Ich sage immer: Auch um Zürich geht ein Röstigraben, denn nicht selten ist das Stimmverhalten gleich wie in den Kantonen der welschen Schweiz. Das ist manchmal auch für uns keine einfache Situation. Das aktuellste Beispiel ist die Abstimmung zur Masseneinwanderungsinitiative.

Wie erklären Sie sich das Image der Zürcher in der Schweiz? Sie gelten als arrogant, überheblich, abgehoben.

Ich beschreibe Zürcher als kommunikativ, weltoffen und tolerant. Wissen Sie, die wirtschaftlichen Zentren werden nie geliebt, so zum Beispiel Frankfurt in Deutschland oder Mailand in Italien. Ich wage aber zu behaupten, dass es Zürich in den letzten zehn Jahren gelungen ist, dieses Image zu korrigieren. Mit ein Grund ist die Metropolitan-Konferenz, in der sich auf Initiative der Stadt Zürich sieben Kantone zusammengeschlossen haben. Zuger, Rapperswiler und Frauenfelder sagen jetzt: Wir gehören zur Region Zürich. Da hat eine Identitätsbildung stattgefunden. Und das ist nur möglich, wenn Zürich einen einigermaßen bescheidenen und demütigen Auftritt pflegt und nicht immer die grosse Röhre führt.

Blicken wir nochmal zurück: Welches sind Ihre Erinnerungen an die Studienzeit?

Fribourg, mon amour war der Ort der ersten kleinen Freiheit und der ersten Demonstration – wegen einer Mensa (lacht). Ich war auch in der Studentenpolitik aktiv – als Präsident der Philosophischen Fachschaft, was rund einem Drittel der damals etwa 2500 Studierenden entsprach. 1966 oder 1967 – also vor den 68ern – haben wir Studienreformen betrieben und an *round tables* mit den Professoren versucht, Einfluss zu nehmen. Das ist prägend und hat mir sehr viel gebracht. Ich habe die Basse-Ville noch als Basse-Ville erlebt, denn eine Zeit lang habe ich dort unten gewohnt. Keine Zentralheizung, kein Warmwasser. In bester Erinnerung bleiben mir die wunderschöne Flusslandschaft oder das Grillen am Schiffensee. Freiburg ist eine wunderschöne Stadt und nicht zuletzt Dank der Zweisprachigkeit ein interessanter Ort. ■

Une banque de valeurs

Paolo Cornaro, directeur général de la Cornèr Banque, approche l'économie comme une science humaine. Entre sage intuition et analyse fine, il garde de ses années universitaires un sens aigu des contacts personnalisés. Farida Khali

En bref

Paolo Cornaro est Chief Executive Officer de la Cornèr Banque SA. Les nuances de vert de la campagne et le jaune des champs de colza ont marqué ses années passées en terres fribourgeoises, même s'il aime aussi à se souvenir de l'ambiance des cafés du Boulevard de Pérolles. Il débute des études en sciences économiques à l'Université de Fribourg en 1964 et obtient son Doctorat à Londres en 1969. En 1970, il effectue plusieurs stages dans des institutions bancaires londonniennes, avant de rentrer en suisse et de rejoindre le groupe familial, l'année suivante.

Quitter le Tessin pour s'installer à Fribourg... Les premiers pas vers l'indépendance? Paolo Cornaro, comment avez-vous vécu ce passage?

A cette époque, il n'y avait pas encore d'université dans le Canton du Tessin et se déplacer pour pouvoir continuer d'étudier était juste normal. Il était donc clair que j'allais quitter le Tessin, comme tous mes camarades de lycée, pour pouvoir poursuivre mes études.

Quel héritage gardez-vous de vos années universitaires?

Lorsque l'on fréquente l'université entre 19 et 24 ans, il est normal que l'atmosphère qui caractérise ce lieu nous marque d'une forte empreinte. En ce qui me concerne, outre l'apprentissage des sciences économiques, il me reste de mes années à l'Université de Fribourg des valeurs morales et comportementales qui m'ont accompagné dans la vie, en m'aidant aussi à aborder très jeune le monde du travail.

Pourquoi avoir choisi Fribourg?

Alors que j'étais encore lycéen, je souhaitais déjà étudier l'économie. Mes parents et ma sœur sont diplômés de l'Université Bocconi de Milan, dans cette même branche. J'ai donc décidé de me distinguer et choisi Fribourg pour rester en Suisse. L'un des facteurs qui avaient suscité mon intérêt était la dimension humaine et familiale de cette université qui, d'une certaine manière, reflétait celle de la Cornèr Banque, fondée par mon père en 1952 et que je dirige aujourd'hui avec mon fils Vittorio.

Quel type d'étudiant étiez-vous?

J'avoue ne jamais avoir été un «bûcheur»,

mais j'ai toujours passé mes examens du premier coup et j'ai achevé mon cycle d'études aussi rapidement qu'il était possible. Un étudiant discipliné donc, mais sans excès. En fait, il y avait des semestres où l'on faisait la fête et d'autres où l'on étudiait de manière intensive.

Dans les années 60, comment était l'ambiance estudiantine? Y avait-il des revendications, une volonté de changer les structures établies?

Je suis entré à l'Université de Fribourg en 1964 et, à l'exception d'une manifestation pour obtenir une cantine universitaire, je ne me souviens pas, jusqu'en 1968, d'agitations ou de revendications particulières. C'était une université très tranquille. Nous avons bien sûr suivi le «Mai 68» français, qui a influencé de très nombreux étudiants. Quant à moi, j'avais choisi ma voie. Un jour de juin, après avoir participé à une assemblée d'étudiants interminable, j'ai pensé qu'il valait mieux aller de l'avant et étudier pour réussir ma licence! Que j'ai effectivement obtenue en juillet de la même année.

Quels sont les enseignements ou les rencontres de cette époque qui ont le plus marqué votre vie professionnelle?

J'ai eu la possibilité de faire de très nombreuses rencontres et de développer un beau réseau de connaissances. Nombre d'entre elles se sont muées en amitiés et se sont renforcées au fil des années. Mais mon principal intérêt était de me concentrer sur mes objectifs, raison pour laquelle, même si je n'en oubliais pas de me divertir avec mes amis, je n'ai jamais perdu mes études de vue. J'ose affirmer que j'ai pleinement vécu le climat universitaire, mais cette

capacité de ne jamais me détourner de mes objectifs m'est restée pour toute la vie et m'a toujours grandement aidé dans mon parcours professionnel.

Quel conseil donneriez-vous aux étudiants d'aujourd'hui?

En premier lieu, qu'il est préférable de s'éloigner de la maison pour étudier. Le concept d'indépendance naît précisément de là. C'est le premier pas: quitter sa famille, le milieu dans lequel on est né et on a grandi pour aller au devant de la vie. On apprend à se gérer seul. Et c'est encore mieux si, après les études académiques, on choisit de partir à l'étranger pour approfondir sa formation.

La Cornèr Banque, c'est une histoire de famille. Après vos études, avez-vous tout de suite rejoint le sérail? Quel a été votre parcours professionnel?

Après avoir obtenu ma licence universitaire, je suis allé à Londres pour rédiger mon travail de doctorat, que j'ai obtenu en juin 1969. J'ai aussitôt commencé à travailler en effectuant plusieurs stages auprès de banques londoniennes. A vrai dire, j'aurais voulu rester encore un peu en Angleterre, mais j'étais aussi désireux de suivre la voie tracée par mon père. J'ai donc décidé de retourner à Lugano en 1971 et d'entrer à la Cornèr Banque.

Dans leur manière d'aborder leur gestion, la Cornèr Banque et l'Université de Fribourg ont en commun une volonté de préserver une taille humaine et un lien étroit avec leurs clients ou leurs étudiants. En quoi, selon vous, cette intention est-elle encore importante aujourd'hui?

L'un des facteurs de succès de la Cornèr Banque est incontestablement d'avoir été capable de rester à taille très humaine, malgré la croissance et l'augmentation du personnel. Les clients ont la possibilité de parler personnellement avec le management de la banque et bénéficient de ce fait d'un lien direct, qui n'est pas aussi évident dans d'autres banques. Ce type de relation favorise la fidélisation de la clientèle, surtout locale et tessinoise, qui nous suit depuis de très nombreuses années. Bien qu'ayant terminé mes études voici près de 50 ans, je pense que ces caractéristiques sont encore bien présentes à l'Université de Fribourg, comme elles le sont chez nous.

En 1967, la Cornèr Banque a été la première à proposer, en Suisse, un service de coffres-forts pour les hôtels

et la première à distribuer la carte Visa en 1975... Intuitions affûtées ou analyses approfondies des marchés?

En ce qui concerne les coffres-forts d'hôtels, il s'agissait d'un brevet personnel de mon père, qui ne concernait pas la banque. Il a pressenti qu'il serait très utile d'avoir un coffre-fort dans les chambres d'hôtel et il a breveté une serrure qu'il fit réaliser par un fabricant suisse. Une vraie intuition, qui comblait un besoin, mais qui fut rapidement supplantée, lorsque les serrures à clé ont été remplacées par les codes électroniques.

Concernant les cartes Visa, je dirais qu'il s'agit d'une sorte de coup de foudre de ma part. En 1970, j'avais suivi un séminaire sur les cartes de crédit à Paris, un produit encore pratiquement inconnu à cette époque. J'en étais ressorti tellement fasciné, que je suis rentré à la banque avec la ferme intention de développer ce qui allait devenir l'un des atouts de la Cornèr Banque. En 1972, nous avons obtenu la licence pour commercialiser en Suisse ce qui s'appelait alors la «BankAmericard» dont le nom changea pour «Visa» en 1975. La Cornèr Banque fut donc la première banque de notre pays à émettre ce qui est aujourd'hui l'un des moyens de paiement les plus diffusés au monde. Ceci explique pourquoi nous sommes toujours les véritables concurrents des grandes banques suisses dans le secteur des cartes de paiement.

Et aujourd'hui, dans quel sens pensez-vous que souffle le vent?

La tendance est toujours plus orientée vers l'utilisation des nouvelles technologies, dans tous les domaines, y compris dans le secteur bancaire. Le monde du web a transformé nos habitudes et notre mode de vie, raison pour laquelle une banque comme la mienne, qui offre des services financiers en plaçant le client et ses exigences au centre de ses propres intérêts, ne peut faire abstraction de ce changement. Et je pense qu'il doit en être de même pour tout le monde bancaire qui, aujourd'hui, dans notre pays, traverse une mutation importante due à plusieurs facteurs liés, d'une certaine manière, aussi à la mondialisation et à l'ouverture des marchés.

Assiduo labori felices fructus était le moto de votre père, Vittorio Cornaro, quel est le vôtre?

Sincèrement, je ne vois pas pourquoi je devrais créer une autre devise. Elle est toujours aussi valable et éloquente, c'est pourquoi je la conserve. ■



«Einen männlichen CEO fragt man dies nicht»

Susanne Ruoff lenkt die Geschicke des drittgrössten Arbeitgebers der Schweiz. Das Rüstzeug dafür hat sich die Konzernchefin der Schweizerischen Post unter anderem auch an der Universität Freiburg geholt. Astrid Tomczak-Plewka

In Kürze

Susanne Ruoff wurde 1958 geboren, ist verheiratet und Mutter zweier erwachsener Kinder. Nach einer Erstausbildung als Lehrerin folgten Weiterbildungen in Wirtschaft und Management unter anderem an der Wirtschaftshochschule INSEAD in Paris und an der HSG St.Gallen. Von 2000 bis 2004 absolvierte sie einen EMBA am *international institute of management in technology* (iimt) an der Universität Freiburg. Susanne Ruoff war über 20 Jahre bei IBM in Führungsfunktionen in verschiedenen Bereichen wie Marketing, Verkauf und Dienstleistungsgeschäft tätig. 2006 erfolgte die Ernennung zum Mitglied der Geschäftsleitung IBM Schweiz, verantwortlich für Global Services, dem grössten Bereich der IBM. Ab 2009 war Ruoff Country-Manager und CEO von British Telecom Switzerland. Seit dem 1. September 2012 leitet Susanne Ruoff als Konzernchefin die Schweizerische Post AG. Daneben bekleidet sie Verwaltungs- und Stiftungsratsmandate bei Geberit, Bedag AG, IBM Pensionskasse, Industry Advisory Board der ETH/Computer Science.

Susanne Ruoff, seit 2012 sind Sie Konzernleiterin der Post, davor hatten Sie diverse andere Führungspositionen inne. Waren Sie schon als Kind ein Leader?

Das müssten Sie meine Eltern fragen, aber laut ihren Erzählungen habe ich mich schon im Sandkasten recht gut behauptet! Ich wusste mich durchzusetzen, wenn ich etwas wollte – davon hat sicher auch mein jüngerer Bruder profitiert.

Macht es einen Unterschied, ob eine Frau oder ein Mann ein Unternehmen leitet?

In der Führungsarbeit ist nicht das Geschlecht ausschlaggebend, es sind eher die Kompetenzen und die Persönlichkeit eines Menschen. Ebenfalls klar ist: Man muss die Fähigkeiten und die Erfahrung haben, aber auch den Willen, sich einer solchen Position mit all ihren Beanspruchungen – zeitlichen und geistigen – zu stellen. Die unterschiedlichen Interessen und Ansprüche an ein Unternehmen wie die Post sind enorm.

Sie haben die zeitliche Beanspruchung angesprochen. Gibt es Tage, an denen Sie nicht für die Post arbeiten?

Was bedeutet «arbeiten»? Wenn man Freude an seiner Tätigkeit hat, bewegt und fasziniert einen diese auch ausserhalb der formellen Arbeitszeit. Manchmal verhelfen gerade die Inputs in der Freizeit, fernab von der üblichen Umgebung, zu neuen Sichtweisen, die bei der Bewältigung von Herausforderungen nützlich sind. Ist das nun Arbeit? Ich empfinde dies nicht als Belastung. Aber klar: Die Freizeit muss auch dazu dienen, sich zu erholen und zu entspannen, um im Berufsleben seine Leistungen erbringen zu können.

Und wie erholen Sie sich?

In den Bergen: Beim Skifahren, Wandern mit Familie und Freunden, in der körperlichen Arbeit in unseren Rebbergen. Ich suche die Gegensätze zur täglichen Arbeit und erfreue mich an der frischen Luft und an der Bewegung.

Sie leben ein Partnerschafts- und Familienmodell, das in der Schweiz noch eher die Ausnahme ist: Die Frau als Spitzenmanagerin, der Mann im Hintergrund. Wie hat sich das auf Ihre Familie, ihre zwei Kinder ausgewirkt?

Wir haben uns von Anfang an partnerschaftlich organisiert, mit der Zeit hat dies dazu geführt, dass mein Mann mehr zuhause «intern» gearbeitet hat, ich mehr «extern». Für unsere Kinder war dieses Familienmodell normal und unser Zusammenspiel hat sie sicher auch geprägt. Trotzdem: Einem männlichen CEO stellt man diese Frage heute noch nicht!

Sehen Sie sich als Rollenmodell für junge Frauen, für Ihre Tochter?

Wir haben einen Sohn und eine Tochter. Ich denke, jedes Paar mit Kindern muss sich seine Situation und das dazu passende Lebensmodell selber erarbeiten. Wichtig ist doch gerade die Vielfalt der Modelle: Wenn eine Gesellschaft nur ein Rollenmodell im Kopf hat, ist dieses prägend. Wenn wir aber verschiedene Modelle haben, dann sieht der Nachwuchs, dass verschiedene Wege nach Rom führen. Da stellt sich nur die Frage: Was ist Rom? Ist es glücklich zu sein, viel Geld zu verdienen, Beruf, Familie, Ausbildung zusammenbringen?

Sie haben nach der Lehrerausbildung und verschiedenen Weiterbildungen die ►



Uni Freiburg für einen Executive MBA gewählt. Warum Freiburg?

Lehrerin war meine Erstausbildung. Ich habe danach viele weitere Ausbildungen gemacht, auch immer im Einklang mit meiner Lebenssituation von Familie und Beruf. Ich wollte alles unter einen Hut bringen. Unsere Kinder waren damals sieben und acht Jahre alt, die Nähe zu unserem Wohnort im Wallis war mir deshalb wichtig. Ich habe mich für das EMBA am *international institute of management in technology* (iimt) an der Uni Freiburg entschieden, weil sie als anerkannte und zertifizierte Ausbildung mit einem guten Ruf meinem Ausbildungsbedürfnis am besten entsprach.

Haben sich Ihre Erwartungen erfüllt?

Ja, ich war und bin begeistert. Die Internationalität der Studieninhalte und die Auswahl an Professorinnen und Professoren haben mich sehr angesprochen. Es gab Studierende aus den verschiedensten Ländern und die Unterrichtssprache war Englisch – an einer offiziell deutsch- und französischsprachigen Universität! Diese Mehrsprachigkeit hat mir sehr gut gefallen, da ich viel im französischen Sprachraum unterwegs bin und unsere Kinder bewusst komplett zweisprachig aufgewachsen sind. Auch der Aufbau des Studiums hat mich überzeugt, was natürlich primär die Leistung der Dozierenden ist – Norbert Thom, Stephanie Teufel, Rudolf Grünig. Und nicht zuletzt war auch die *Ambiance* der Stadt Freiburg sehr reizvoll.

Wie würden Sie denn die *Ambiance* beschreiben?

Sehr offen, von verschiedenen Kulturen geprägt. Ich finde, die Universität mit ihren verschiedenen Instituten ist sehr gut ins Stadtbild integriert. Abends hat sich unser Team oft irgendwo in der Altstadt getroffen und diskutiert. Es waren hochintensive Zeiten, die zu neuen Ideen geführt haben. Nebst aller Theorie und Wissenschaft habe ich auch gerade diese zwischenmenschlichen Aspekte als sehr bereichernd erlebt.

Hat dieses Zwischenmenschliche in Ihrem Leben – die Arbeit in Zürich, die Familie im Wallis, das Studium in Freiburg – überhaupt noch Platz gehabt?

Man verbringt in diesen vier Jahren der Weiterbildung tatsächlich viel Zeit mit seiner Studienclique. Wir «Zürcher» haben uns beispielsweise nach der Arbeit von acht Uhr abends bis Mitternacht in einer Lerngruppe getroffen. Dies war eine Bereicherung gerade auch fürs Berufsleben. Damals ist gerade

das Thema Nachhaltigkeit aufgekommen – heute ist es in jedermanns Munde. Aber an einer Universität bildet man eben schon früh wissenschaftlich begründete Konzepte für kommende Probleme.

Wie ist die Familie mit Ihrer Abwesenheit klargekommen?

Die mit meinem Mann und den Kindern abgesprochene Entscheidung zugunsten von Freiburg war eben auch durch meine familiäre Situation bedingt: Hätte ich das MBA beispielsweise in den USA gemacht, wäre ich monatelang weg gewesen. So konzentrierte sich die anspruchsvolle, berufsbegleitende Weiterbildung über vier intensive Jahre auch auf absehbare und planbare Wochenblöcke. Dank der Unterstützung durch meinen Mann, der sich in dieser Zeit der Familie widmete, war meine Ausbildung in Freiburg überhaupt möglich. Wir waren gewillt für die Weiterbildung Einschränkungen auf uns zu nehmen: Lernen sowohl abends, nachts, am Wochenende wie in den Ferien; weniger Freunde einladen und treffen; fast keine Freizeit zu haben – dies alles ist nicht allen gegeben. Man lernt aber in solchen Situationen ausgezeichnet, sich aufs Wesentliche zu konzentrieren.

Warum haben Sie denn das Wallis als Wohnsitz gewählt?

Aus Gründen der Lebensqualität: Wir haben Freude an der Natur, am Skifahren, den Bergen. Ausserdem wollten wir, dass unsere Kinder zweisprachig aufwachsen.

Welche Erkenntnisse aus Ihrer Studienzeit können Sie noch heute anwenden?

Natürlich die Methodik und Systematik etwa in der Strategieplanung oder Finanzanalyse, bei HR-Strategien – das sind Modelle, die einem im Kopf bleiben. Und wenn man mit einem Professor ein paar Stunden in einer Session verbringt, bleibt einem auch die Begeisterung in Erinnerung, mit der er etwas vermittelt hat. Manchmal kommt mir aber auch eine Aussage eines Professors in den Sinn – oder auch unsere Entgegnung als Klasse. Wir kamen ja aus der Praxis und da hat man nicht unbedingt das Gefühl, dass das, was die Theorie sagt, richtig ist. Das hat manchmal auch zu erkenntnisfördernden Kontroversen geführt.

Was wünschen Sie der Uni Freiburg?

Weiterhin Erfolg! Die Universität Freiburg darf stolz auf ihre Kompetenzen sein und diese auch zeigen – ja gar noch mehr bemerkbar machen! ■

Vivre l'uni comme un challenge sportif

A 20 ans, Nathalie Brugger se lance dans l'aventure du sport d'élite. Son choix: la voile. Au même moment, elle entame des études à l'Université de Fribourg. Un parcours où volonté, travail et abnégation ont primé. Camille Tissot

En bref

Nathalie Brugger partage sa vie entre le sport d'élite et son Master en sciences du mouvement et du sport, section performance entraînement, à l'Université de Genève. Ses prouesses en voile la conduisent à la 6^e place, aux JO de Pékin, dans la catégorie Laser en 2008, à la 14^e place aux JO de Londres dans la catégorie Laser en 2012 et à la 3^e place lors des Mondiaux en Hollande dans la catégorie Nacra 17, en juillet 2013. Durant son Bachelor en sciences du sport, dans la Section recherche performance santé à l'Université de Fribourg, entre 2006 et 2012, elle effectue plusieurs camps sportifs: «Ce fut l'occasion de créer des liens particuliers avec les autres étudiants. D'autant plus que je devais entièrement dédier mon temps aux études et mettre la voile entre parenthèses. J'en garde d'excellents souvenirs et des amitiés toujours précieuses avec certains étudiants».

Nathalie Brugger, où en êtes-vous dans vos études?

J'accomplis mon travail de Master en sciences du mouvement et du sport à l'Université de Genève, après avoir fait un Bachelor en sciences du sport à l'Université de Fribourg, qui m'a pris pas mal de temps. Il faut dire que mon cursus est un peu particulier...

Qu'a-t-il de si singulier?

Cela m'a pris cinq ans et demi en tout pour terminer mon Bachelor, parce qu'il y a eu beaucoup de coupures pour que je puisse m'entraîner. Par exemple, j'ai dû mettre les études un peu de côté pour me préparer de manière optimale pour les Jeux Olympiques de Pékin ou de Londres.

On ne peut donc pas dire que votre parcours a été un long fleuve tranquille?

En effet. Ce qui a été difficile à gérer, surtout, c'est mon retour des JO de Pékin. Une année théorique, avec des cours de maths, physique, chimie ou encore médecine, m'attendait dans le cadre de mes études en «sport recherche performance santé». Comme je n'avais pas étudié depuis longtemps, cela a été difficile de m'y remettre. Le cerveau, c'est comme un muscle: si on ne l'utilise pas fréquemment, il se ramollit comme les autres (rires).

Avez-vous alors réussi à revivifier votre esprit? Comment?

Il a bien fallu! Je suis passée de 6 heures de sport intensif par jour à 8 heures de cours, assise sans bouger. Au début, j'ai mal supporté cette transition. Ce qui m'a aidée, c'est de vivre mes études à l'université comme un challenge, comme pour la

voile. Il fallait que je réussisse cette année théorique à tout prix. Mais j'avoue avoir parfois eu des problèmes de concentration.

Pourquoi avoir choisi cette voie d'étude?

Après le collège, j'ai pris une année sabbatique, lors de laquelle j'ai appris l'anglais en Australie. Cette année m'a aussi été utile pour bien réfléchir à ce que je voulais. Je m'étais d'abord inscrite pour faire de la physiothérapie, mais, finalement, j'ai opté pour un Bachelor en sciences du sport pour garder un lien avec ma passion. J'y ai aussi trouvé une motivation en pensant au domaine dans lequel je voulais travailler. J'aimerais contribuer à faire avancer le sport d'élite en Suisse pour créer une reconnaissance qui ne se cantonne pas à des grands noms comme Federer ou Cuche... et cette voie me paraissait la meilleure. Pourtant, à mon avis, même ma filière de Master actuelle n'est pas assez spécifique. Si je veux aller plus loin, il faudra que je parte à l'étranger...

Les sportifs d'élite ne sont-ils pas assez reconnus et soutenus en Suisse?

Le problème, c'est qu'ils ne sont pas pris au sérieux. Lorsque tu dis aux gens que tu fais du sport de haut niveau, la question qui suit est forcément: «Et à côté, c'est quoi ton métier?». C'est une question de mentalité. Cela découle certainement du fait qu'il manque une filière d'étude adaptée à ceux qui, comme moi, veulent mener de front carrière sportive et hautes études. En Suisse, il faut organiser sa pratique sportive en fonction de ses études, alors que dans les pays voisins, comme en France ou en Angleterre, ce sont les études qui sont planifiées autour du sport. C'est d'autant ►

plus important que la voile commence à se professionnaliser un peu partout. Les navigateurs font ça six jours sur sept et si tu veux concurrencer les grandes équipes, tu es obligée d'investir du temps et de l'argent. Tu dois te donner à 100% là-dedans.

Lors de vos études, avez-vous pu profiter d'aménagements spéciaux?

Oui, il y avait certains aménagements pour les cours pratiques, mais pas pour les cours théoriques. En ce qui concerne ces derniers, je dois dire que je suis très reconnaissante envers mes camarades, qui étaient compréhensifs et m'ont soutenue plus d'une fois. Par exemple, en partageant les notes qu'ils avaient prises pendant les leçons auxquelles je ne pouvais pas assister pour cause d'entraînement. Pour les cours pratiques, nous avons normalement droit à trois semaines d'absence par semestre et, exceptionnellement, j'ai pu bénéficier de cinq semaines.

Était-ce suffisant?

J'ai un peu jonglé en essayant de faire beaucoup de cours pratiques pendant les semestres plus creux au niveau des compétitions de voile. Je dois d'ailleurs souligner que Denis Golliard, l'ancien responsable de filière en sciences du sport, était très conciliant et m'a beaucoup aidée. Mais ce n'était clairement pas suffisant. On revient toujours au même problème: il n'existe pas vraiment de cursus pour les sportifs d'élite en Suisse.

Ce que vous regrettez...

Oui. Par exemple, il y a une année où j'ai vraiment sous-estimé l'effort physique que demandent les cours pratiques à l'Université. Cette année-là, j'avais pris la danse hip-hop, les agrès, le hockey sur glace, tandis que, en parallèle, je me préparais chaque jour physiquement pour la voile. C'était clairement trop. J'ai même eu des fractures de fatigue. Avec un meilleur aménagement, comme, par exemple, la prise en compte de ma préparation physique dans les études, j'aurais peut-être mieux géré les deux...

Dans un autre cadre, pensez-vous que cela aurait été différent?

Je ne crois pas. De toute façon, je voulais vraiment étudier à Fribourg. J'aime l'ambiance qui règne dans cette Université. C'était génial, car nous étions une des premières volées à accomplir ce Bachelor: avec cinq étudiants seulement (ndlr:

aujourd'hui, ils sont plus de 100), cela crée forcément des liens particuliers. Nous formions presque une petite famille.

N'avez-vous jamais pensé à abandonner l'un ou l'autre, la voile ou les études?

Non! C'est clair qu'au début j'espérais réussir à mieux concilier les deux. Mais, quand on pratique un sport de haut niveau, on ne peut pas prendre les choses à la légère... Et plus les Jeux approchaient, plus je devais mettre la priorité sur la voile. L'Université passait alors au second plan. C'était dur de jongler, mais au final j'y suis arrivée. Je pense que c'est vraiment important d'étudier, quand on est sportif d'élite en Suisse. Ne serait-ce que pour avoir un métier après!

Songez-vous déjà à la vie après la voile?

Il faut être lucide. Le sport d'élite ne dure pas éternellement. En 2006, à 20 ans, j'avais envie de me lancer dans un challenge extraordinaire. Aujourd'hui, cela fait 10 ans que je navigue. Selon moi, c'est déjà une belle carrière. D'ailleurs, je n'avais pas imaginé me rendre aux JO. Et encore moins d'accomplir une performance comme celle de Pékin (ndlr: elle a terminé 6^e en 2008). Ce sont certainement aussi ces expériences qui m'ont poussée à aller toujours plus loin.

Justement, dans vos études, l'objectif est de passer votre Master, mais quel est le prochain défi en voile?

Je suis actuellement en pleine préparation des JO de Rio. Ce seront mes troisièmes Jeux. Mais cela sera très différent, car j'ai changé de catégorie. Je ne navigue plus en solitaire, mais en couple mixte et avec un nouveau bateau, plus grand.

Et cela vous réussit?

Plutôt bien, car nous avons atteint une troisième place, lors des récents championnats du Monde, qui se sont déroulés en Hollande. Du coup, pour les JO de Rio, nous visons une médaille! ■



«Da musste ich hinstehen»

Er hat als Bundesgerichtspräsident das Bundesgericht aus dem Elfenbeinturm geholt. Giusep Nay über seinen Werdegang und sein Engagement für Demokratie und Menschenrechte. Elsbeth Flüeler

In Kürze

Giusep Nay, 1942 in Trun (GR) geboren, ist ein Enkel des Arztes, rätoromanischen Schriftstellers und Politikers Giachen Mihel Nay. Er ist verheiratet mit Marie-Louise Nay-Bernhard, Vater von drei Töchtern und Grossvater von vier Enkelinnen und drei Enkeln. Von 1989 bis 2006 war Giusep Nay Bundesrichter in Lausanne und 2005/06 Bundesgerichtspräsident. Auch im Ruhestand ist Giusep Nay nach wie vor als Rechtsexperte tätig. Von der OSCE wurde er in einen Expertenpanel für Religionsfreiheit des *Office for Democratic Institutions and Human Rights* (ODHIR) berufen. Er ist Experte in der Kommission der Römisch-katholischen Zentralkonferenz der Schweiz für Staatskirchen- und Religionsrecht. Giusep Nay hat die Gesellschaft für Minderheiten präsidiert, war und ist in verschiedenen gemeinnützigen Stiftungen tätig und Mitglied des Club Helvétique, der die Pflege des eidgenössischen Staatsgedankens pflegt und Stellung nimmt gegen alle Bestrebungen, liberale und soziale Grundlagen unserer Willensnation zu zerstören.

Giusep Nay, Sie sind seit bald acht Jahren im Ruhestand und treten weiterhin öffentlich als Mahner auf für die Menschenrechte, für Demokratie und den Rechtsstaat. Was treibt Sie?

Demokratie und Rechtsstaat, Demokratie und Menschenrechte sind untrennbar, sie müssen ineinander fliessen. Wenn man sich besinnt, wie sich die Menschheitskatastrophe des Holocaust und des Zweiten Weltkrieges in den 1930er-Jahren anbahnte, bereiten die Parallelen zu heutigen Entwicklungen Sorge. Die Überhöhung des Volkes mit dem Slogan «Das Volk hat immer recht» ist gefährlich. Mit den zunehmenden nationalistischen Tendenzen umso mehr.

Sie reden von Beschlüssen, die nicht menschenrechtskonform sind, vom Minarettverbot, der Ausschaffungsinitiative....

Diese verletzen die Menschenrechte und auch die Grundrechte, die Volk und Stände in unsere Bundesverfassung geschrieben haben. Dazu gehören ein menschenwürdiges Dasein und die Religionsfreiheit, die allen das Recht einräumt, ihren Glauben zu leben und auch zu zeigen.

Drehen wir zurück in die 1960er-Jahre, nach Trun in die Surselva, zum Giusep Nay, der bei den Benediktinern die Matura macht. Was hat Sie dazu bewogen, Recht zu studieren?

Man sagt, bei Enkeln sei vorbestimmt, das zu machen, was ihren Grossvätern verwehrt war. Mein Grossvater war ein 1860er-Jahrgang und ist 1920 gestorben. Ich habe ihn nicht gekannt. Er war Arzt, rätoromanischer Schriftsteller und Politiker. Eigentlich hätte er Recht studieren wollen. Der Beruf des Advokaten hatte zu seiner Zeit

jedoch einen schlechten Ruf. Darum hat er Medizin studiert.

Ein Jurastudium als Vermächtnis Ihres Grossvaters. Gab es Alternativen?

Ich hätte gerne an der ETH Architektur oder Ingenieur studiert. Mathematik war neben Philosophie mein stärkeres Fach. Aber mit der Matura Typus A hatte ich zu wenig gute Voraussetzungen, wie Beispiele von Maturaabgängern vor mir zeigten. So habe ich mich, nach dem negativen Ausschussverfahren, für das Recht entschieden.

Und sind nach Freiburg gekommen.

Aus der katholischen Surselva ist man damals nach Freiburg studieren gegangen. Zweieinhalb Jahre war ich in Freiburg, dann wechselte ich nach Zürich und machte dort den Abschluss.

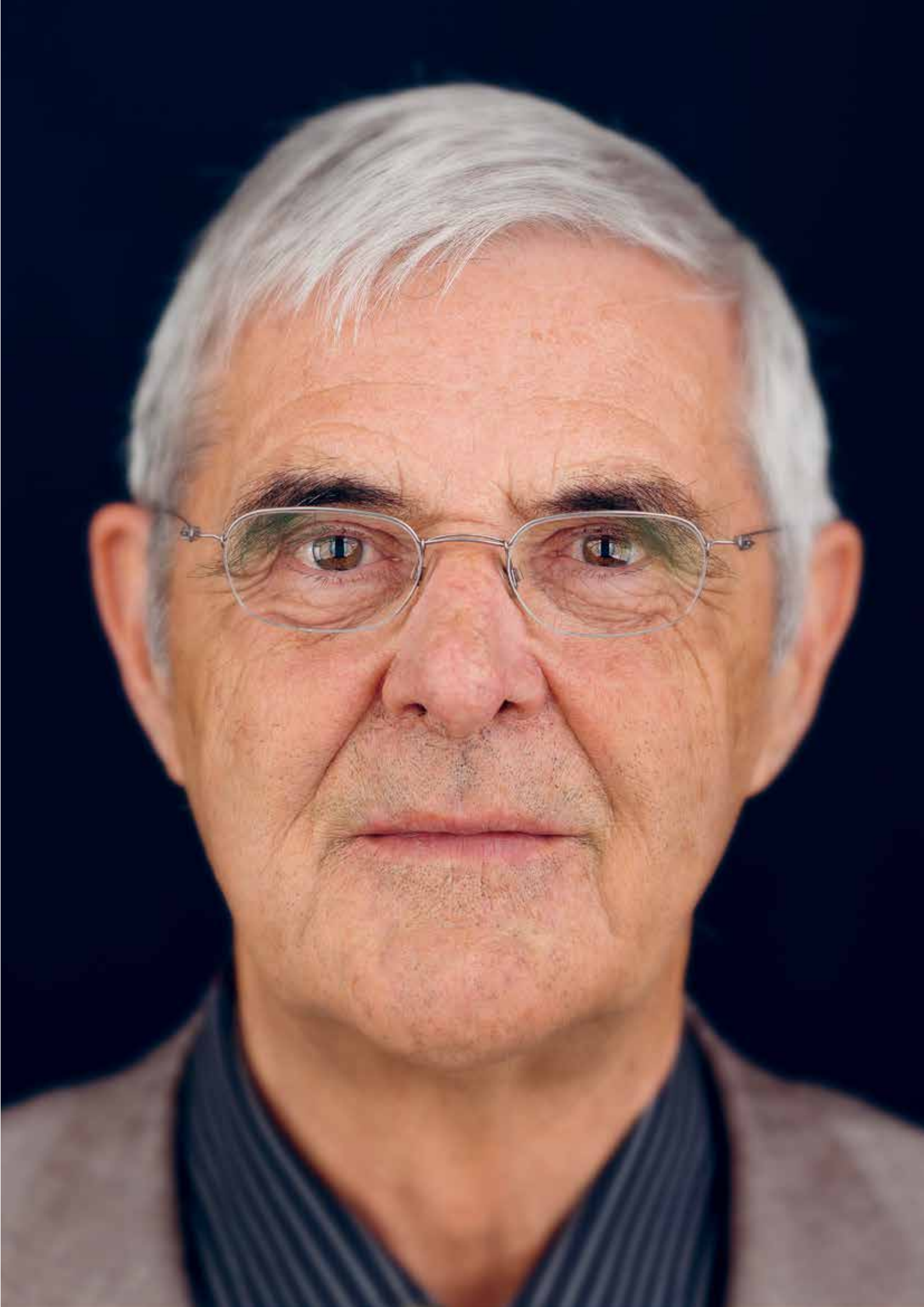
Hat es Ihnen hier nicht gefallen?

In Freiburg habe ich das Studentenleben genossen. In Zürich habe ich studiert. Ich bin in den katholischen Schweizerischen Studentenverein, den StV eingetreten und war in der Corporaziun academica Rezia, der Verbindung der Romontschen. Unser Stammtisch in Freiburg war das Café Romand, wo heute das McDonald's ist. Man ass dort das beste Entrecôte Café de Paris.

Und Ihr Vulgo?

Marabu. Weil mein Grossvater in der Rauracia in Basel dieses Vulgo erhalten hatte – wohl aufgrund seines markanten Aussehens mit einer kräftigen Nase. Im Andenken an ihn taufte mich die Rezia auch so.

Was für Erinnerungen verbinden Sie mit Freiburg? ▶



Die Rundtouren durch die Altstadt! Wir hatten engen Kontakt mit den anderen farben-tragenden Studentenverbindungen.

Und in Zürich?

In Zürich bin ich zu den Kyburgern gegangen, wo die Altherren und die aktiven Studenten zusammen in einem Verband sind. Dadurch hatten wir einen engen Kontakt mit den Altherren, darunter waren bekannte Anwälte. Im StV habe ich Freunde fürs Leben gefunden und Bekanntschaften gemacht, die für meinen beruflichen Werdegang entscheidend waren.

Wie meinen Sie das?

Beim Schritt ans Bundesgericht, das heisst als ich ausserordentlicher Ersatzrichter wurde, konnte die CVP für vier der 14 Posten Kandidaten vorschlagen. Neben den fachlichen Qualifikation waren dann diese über den Kanton Graubünden hinaus greifenden Bekanntschaften von Bedeutung. Bei der Wahl zum ordentlichen Richter schon nicht mehr, da zählte meine Leistung als Ersatzrichter.

Wie verlief Ihr Einstieg ins Berufsleben?

Nach dem Lizenziat wollte ich zuerst das Anwaltspatent erwerben und ging zurück nach Graubünden. Dann hatte ich die Chance, die Stelle des Kantonsgerichtsaktuars zu bekommen, der die Urteile begründen muss, die das Gericht nach Anhören der Anwälte und nach dem Studium der Akten gefällt hat. Das war eine sehr gute Praxis, da ich so, viel rascher und häufiger als ein Anwalt, mit dem entscheidenden Abschluss von Gerichts-fällen befasst war.

Der Beginn einer steilen Karriere.

Ich war fünf Jahre lang Gerichtsschreiber. Meine Arbeit war anerkannt. Und so wurde ich Bezirksrichter im Nebenamt und habe ein Anwaltsbüro eröffnet. Später kam ich auch nebenamtlich ans Kantonsgericht und noch später ans Bundesgericht, zuerst, wie bereits erwähnt, als Ersatzrichter mit einem Drittelpensum, dann als Bundesrichter und schliesslich als Bundesgerichts-präsident.

Das Bundesgericht muss diskret sein, so sagt man. Sie aber haben immer wieder öffentlich Stellung bezogen.

Richtig, früher hat sich das Bundesgericht stets sehr diskret verhalten. Aber in meiner Zeit als Bundesgerichtspräsident zwischen 2005 und 2006 wurde das Bundesgericht von der Politik zunehmend offen kritisiert und teilweise gar diskreditiert.

Sie sprechen von der SVP und dem damaligen Bundesrat Blocher.

Ja, da musste ich hinstehen und die Unabhängigkeit der Justiz gegenüber der Politik verteidigen. Das hatte ich schon als Bundesrichter getan, zum Beispiel als das Parlament beschliessen wollte, die Gemeinden müssten nicht begründen, warum eine Gemeindeversammlung die Einbürgerung verweigert. Das Bundesgericht entschied, dass dies gemäss der Bundesverfassung, nicht rechtens ist und das Parlament folgte dem.

Womit Sie schon damals in Ihre heutige Rolle als Mahner geschlüpft sind.

Gesucht habe ich das nie. Der Rechtsstaat ist aber die Kontrolle der Macht! Grundlage und Schranke des Staates ist das Recht, besagt Artikel 5 der Bundesverfassung. Darauf musste ich als Bundesgerichtspräsident wiederholt hinweisen, weil der damalige Justizminister das Bundesgericht zurückbinden wollte, um seine Politik an Grund- und Menschenrechten vorbei machen zu können.

Sie haben damit einen ganz neuen Stil ans Bundesgericht gebracht. Wie wurde er von Ihren Kollegen aufgenommen?

Zunächst war man überrascht und irritiert. Aber dann sahen meine Kollegen, dass ich Erfolg hatte und waren froh, dass ich für eine unabhängige Justiz eingestanden bin.

Sie sind in der Surselva aufgewachsen, auf eine Klosterschule gegangen, waren Sekretär der katholischen Landeskirche Graubünden, haben sich im Staatskirchenrecht einen Namen gemacht und den Dr. h.c. erhalten ... Wie wichtig ist Ihnen die Religion?

So wichtig, dass ich fast Pfarrer geworden wäre... Den Fundus für das Entstehen für die Menschenrechte, den habe ich sicher auch aus meinem christlichen Glauben. Die Menschenrechte haben tiefe christliche Wurzeln. Ich bin in einem katholischen Milieu, in einer sehr offenen, liberal und kritisch denkenden Familie aufgewachsen, das hat mich sehr geprägt.

Seit 2007 gehören Sie dem Club Helvétique an und setzen ihr Engagement für Demokratie und Rechtsstaat fort. Das brauche, sagten sie einmal, viel Einsatz. Wie hoch ist er und wann sind Sie zufrieden?

Ich habe kein Programm. Aber wenn ich eine Entwicklung oder eine Tendenz erkenne, die den Rechtsstaat in Gefahr bringt, dann engagiere ich mich, sehr gezielt. ■

L'humain en point de mire

Si la jeunesse est une question de cœur et d'esprit, François Vallat applique ce credo en restant ouvert à l'imprévu, à l'imprévisible et à l'impossible. Il a fait de l'être humain et du service des autres les fils rouges d'une vie bien remplie. Magali Jenny

En bref

François Vallat est directeur de la prison de la Tuilière. Il a suivi deux cursus à l'Université de Fribourg, le premier en théologie entre 1984 et 1993, et le second en pédagogie curative entre 1987 et 1995. Parallèlement, il obtient également une Licence en droit canonique d'Etat de l'Université de Strasbourg et une *Licencia juris canonici* à l'Angelicum de Rome. Des acquis qu'il met en pratique dans son parcours professionnel, puisqu'il devient d'abord assistant pastoral en 1990, puis, en 2000, animateur à la Fondation le Tremplin dont il est nommé directeur en 2007. Deux personnalités ont particulièrement marqué ses années estudiantines: «Nous assistions à des moments uniques dans certains cours... Par exemple, en dogmatique, le Professeur O'Neill, un Irlandais, était une personne brillante! Je n'avais jamais vu cela. Il m'a donné envie de m'accrocher et, pourtant, c'est compliqué la dogmatique, il faut avoir la foi. En liturgie, le Professeur Baumgartner, un missionnaire de Bethléem, était lui aussi un super bonhomme!».

François Vallat, vous avez commencé vos études en théologie à l'Université de Fribourg pour vous diriger ensuite vers la pédagogie curative. Pourquoi ce changement?

Je voulais devenir prêtre et retourner dans mon Jura natal. Durant une année et demie, je fréquentais le séminaire, situé tout près du foyer St-Etienne (institution spécialisée pour mineurs inadaptés ou placés par mesure éducative). Avec quatre collègues, nous trouvions que notre quotidien manquait un peu d'insertion dans le monde et nous avons décidé de nous partager les veilles au foyer, pendant la semaine. Pour des raisons qui me sont encore inconnues, les responsables du séminaire m'ont conseillé de choisir d'autres études. Mais en le quittant, j'ai perdu mon logement et une partie de mes moyens financiers. J'ai dû me débrouiller et c'est naturellement que j'ai été engagé comme éducateur au foyer St-Etienne. En lien avec cette activité, j'ai alors commencé la pédagogie curative et continué la théologie en parallèle.

Et ensuite, quel a ensuite été votre parcours professionnel?

Je suis resté quatre ans et demi au foyer St-Etienne. Puis, le responsable des laïcs au vicariat épiscopal m'a demandé si je voulais reprendre du service auprès de l'Eglise. J'ai ainsi occupé le poste d'assistant pastoral de la paroisse de Belfaux pendant dix ans. Ensuite, j'ai décidé de m'orienter vers l'éducation et de mettre à profit ma formation en pédagogie curative. Pendant mes études déjà, j'étais proche de la Fondation Le Tremplin, qui prend en charge les personnes en difficulté suite à des problèmes liés à la toxicomanie, en vue

d'une réinsertion socioprofessionnelle. J'y animais des soirées en tant que «jeune de nuit». Mon rôle était de soutenir les éducateurs chargés d'accompagner les résidents. Grâce à cet engagement, j'ai obtenu le poste d'éducateur, puis de responsable de secteur, avant d'être nommé directeur, sept ans plus tard. En novembre 2013, j'ai encore changé d'orientation en devenant directeur de La Tuilière, un établissement pénitentiaire du Canton de Vaud, qui s'occupe aussi bien de femmes que d'hommes.

Tant d'expériences différentes... Avez-vous neuf vies, comme les chats?

J'ai aussi travaillé pour Securitas, occupé le poste de conseiller communal durant cinq ans à Belfaux et celui de membre du Conseil exécutif de la Corporation ecclésiastique du Canton de Fribourg pendant 11 ans. Et là, on ne parle que du côté professionnel, mais j'ai d'autres passions: je suis commandant des sapeurs-pompiers depuis 17 ans et aumônier militaire depuis 24 ans, bail que l'armée vient de renouveler pour 10 ans. Je ne sais pas si j'ai neuf vies, mais je crois que j'ai surtout la chance d'avoir des proches bienveillants... On n'a qu'une vie, autant la vivre pleinement.

N'avez-vous pas aussi quelques passions plus récréatives?

Tout est récréatif! Ce sont des responsabilités, bien sûr, mais je trouve que ça change du quotidien. J'ai de temps en temps des vacances, mais ce n'est pas un but en soi. Je lis, parce que la lecture est une activité magnifique. Par contre, si j'arrive un jour à la retraite, j'espère que je saurai décrocher du travail. Après une vie de ►

labeur, pouvoir se dire le matin qu'il n'y a pas d'horaire à respecter, j'imagine que ça doit être très plaisant.

Quelle est, selon vous, la continuité dans ce chemin de vie?

Cette continuité, c'est «l'humain». Comme le montre mon parcours professionnel, j'ai travaillé avec l'humain à tous les stades de vie, à commencer par des adolescents et de jeunes adultes au foyer St-Etienne. En tant qu'assistant pastoral, j'ai eu affaire à toutes les catégories d'âge, ainsi qu'à des personnes gravement malades ou en fin de vie... Ensuite, je me suis occupé de toxicomanes et maintenant de détenus. J'ai rencontré l'humain partout: dans des pays différents, mais également au travers d'échanges avec des étudiants du monde entier. C'est mon premier fil rouge; le second est de me mettre au service des autres. A mon avis, l'existence n'a de sens que dans l'aide que l'on peut apporter à autrui, en partageant ses difficultés, mais aussi ses bonheurs. Parallèlement aux valeurs que j'ai reçues dans mon éducation, puis que j'ai consolidées dans ma vie personnelle, professionnelle et dans mes études, ces deux éléments m'ont beaucoup appris. Le choix de la théologie n'est donc pas anodin: réfléchir sur l'homme, sa destinée, ce qui l'aide à avancer... Et, dans ce sens, la pédagogie curative s'est aussi révélée une formation très riche. En plus d'avoir eu d'excellents professeurs, je trouve qu'étudier est une chance immense.

Aviez-vous un «plan de carrière»?

Ah! Eh bien non... C'est la vie qui nous donne les meilleures leçons. Pour le reste, j'étais au bon endroit au bon moment. Je m'étais fait une seule promesse, que j'ai tenue: ne jamais prendre la place de quelqu'un d'autre. Je n'ai pas toujours postulé avec l'espoir de m'élever dans la hiérarchie, mais souvent avec l'envie secrète de redescendre à la base. Grimper les échelons est certes intéressant, mais je pense qu'il est important d'apprendre aussi à revenir aux fondements. D'ailleurs, plus on monte, plus on perd le contact avec l'humain et avec ce que l'on a été. A l'armée, par exemple, un officier peut vite oublier qu'il a été soldat.

Sans l'Université de Fribourg, votre vie aurait-elle été différente?

Quand j'étais au collègue St-Charles à Porrentruy, j'étais persuadé que je n'étais pas fait pour les études. Tout change à

l'université, parce qu'on étudie des matières qui nous plaisent. A Fribourg, j'ai découvert un plaisir et un bonheur d'apprendre que je n'aurais peut-être pas connus ailleurs. Très certainement, si je n'avais pas choisi cette voie, je ne serais pas ce que je suis aujourd'hui. Je serais probablement devenu agriculteur et j'aurais hérité du domaine de mes parents. Mais, comme le veut la tradition, c'est mon frère cadet qui a repris le flambeau. J'ai toujours trouvé qu'il était plus doué que moi pour les études, mais dans la vie, on doit être prêt à tout. Il faut parfois faire des choix et s'y tenir, même s'il est important de rester ouvert aux opportunités. Et puis, ce qui est unique à Fribourg, c'est la richesse des contacts, la diversité tant au niveau des professeurs que des étudiants, issus de différents milieux. Pour moi, qui venais d'un village de 180 habitants dans le Jura, Fribourg était une véritable métropole. C'était fantastique. J'ai aimé les bâtiments, les vieux bancs, autant à Miséricorde qu'à la rue Saint-Pierre Canisius et à Regina Mundi. Il y avait une âme dans ces murs... Miséricorde, quel beau nom! On en a besoin et on doit beaucoup en donner.

Où vous voyez-vous dans quelques années, avant votre retraite?

(Eclat de rire) Très bonne question! En tout cas, toujours au service des autres. Je ne pense que je ne vais changer ni de valeurs, ni d'optique. Est-ce que ce sera ici ou ailleurs? Je ne sais pas. Je crois en l'imprévisible et en l'impossible, sinon je n'aurais jamais été ce que je suis. Toute ma vie j'ai essayé d'aller vers ceux qui en ont le plus besoin. Les personnes toxico-dépendantes sont dans des situations terribles; leur vie se désintègre complètement à tous les niveaux; quant aux prisonniers, la détention est dure à vivre et la remise en liberté ne se passe pas toujours bien. Tout le monde a besoin d'aide.

Ya-t-il un événement qui vous a marqué?

Il y en a tellement, presque tous les jours. La vie est faite de ça. Ma vie est, somme toute, très ordinaire. L'important est de trouver un sens, une valeur à son existence. J'ai trouvé les miens dans le soutien que je peux apporter aux hommes et aux femmes qui peinent à trouver un sens à leur vie. ■





Bauchentscheid: Vatikan

Seit dem 1. Advent 2008 ist Daniel Anrig Kommandant der Päpstlichen Schweizergarde in Rom. Für den vierfachen Familienvater kein Neuland, sondern vielmehr ein Neustart in einer vertrauten Umgebung. Claudia Brühlhart / Dezember 2008

Daniel Anrig, weshalb haben Sie sich für das Amt des Kommandanten der Schweizergarde beworben? Es war kein Vernunftentscheid, sondern vielmehr ein Drang. Ich war glücklich mit meiner Arbeit als Kommandant der Kantonspolizei Glarus. Da spürte ich vermehrt Zeichen, die mich dazu brachten, mich in Rom zur Verfügung zu stellen. Es war kein Wunsch, dies zu tun, sondern vielmehr das Gefühl, es machen zu müssen.

Dachten Sie als Hellebardier bei der Schweizergarde von 1992 bis 1994 bereits daran, einmal Kommandant dieses Corps zu werden? Nein, gar nicht. In dieser Zeit beschäftigte mich eher die Frage, ob ich länger in der Garde bleibe oder in die Schweiz zurückkehre und ein Studium absolviere
Sie haben sich für ein Studium der Rechts-

wissenschaften entschieden. Weshalb in Freiburg? Durch das Adventsopfer für die Universität Freiburg ist mir die Uni seit der Kindheit ein Begriff. Als Mittelschüler habe ich dann einmal die Rechtswissenschaftliche Fakultät besucht. Wobei ich zugeben muss, dass am Vorabend meines Besuchs ein Gottéron-Match stattfand. Ich habe den Entscheid nie bereut.

Was schätzen Sie besonders an Ihrer Arbeit in Rom? Die Arbeit mit den Gardisten ist sehr bereichernd. Es sind viele engagierte junge Männer dabei, die während der Zeit bei der Garde eine grosse Persönlichkeitsentwicklung erleben. Und dem italienischen Kaffee bin ich auch nicht abgeneigt.



«Action et vision!»

Carl-Alex Ridoré, docteur en droit et avocat, est préfet de la Sarine depuis septembre 2008. Ce socialiste, pour qui l'Université est une priorité cantonale, se définit comme un homme de terrain et de vision. Rina Wiedmer / mars 2009

Carl-Alex Ridoré, quel bilan tirez-vous de ces premiers mois de fonction? Le préfet a tellement de casquettes différentes! J'ai beaucoup de chance d'occuper cette fonction palpitante. Elle correspond en tous points à mes attentes: il n'y a pas de décalage majeur entre l'idée que je m'en suis faite et l'épreuve de la réalité. Ces quelques mois m'ont permis de rentrer à fond dans les grands dossiers et d'avoir une image «en 3D» du district et du Canton en général. Je prends mieux la mesure des défis qui attendent notre région.

Quels sont vos souvenirs de l'Université? Mon meilleur souvenir date de la période où j'étais assistant à l'Institut de droit européen, à l'occasion d'un séminaire que j'ai donné sur le droit international public. Nous avons préparé et remporté

deux fois le concours Jean Pictet sur le droit international humanitaire. Mais au-delà de ces succès, c'est l'expérience passionnante du travail en équipe qui m'est restée. Nous étions un petit groupe de quatre personnes, chacun a donné le meilleur de lui-même pour fournir au final un travail commun pointu et remarquable en tous points, fruit d'échanges stimulants et de débats nourris.

Etes-vous un homme d'idées ou de terrain? Votre question m'inspire un slogan: «action et vision!» A mon sens, un décideur doit pouvoir être les deux pour assumer la diversité et la complexité des défis qui se présentent à lui.



Vergnügen trotz Arbeit

Die Religionswissenschaftlerin Magali Jenny hat mit ihrem Buch über Heiler alle überrascht – und am meisten sich selbst: Ihr Werk ist mit fast 40'000 verkauften Exemplaren ein Bestseller geworden. Claudia Möri / Juni 2009

Magali Jenny, Sie wurden innert Wochen von der anonymen Ethnologin zur Bestsellerautorin. Wie haben Sie diese Veränderung verarbeitet? Am Anfang machte mir das wirklich Angst. Es ging alles rasant, ich musste sehr schnell reagieren und überall sein. Am Anfang des Jahres war ich wirklich erschöpft. Irgendwann merkt man dann, das Leben geht normal weiter. Wirklich stolz war ich, als ich zum ersten Mal an einem Sonntag in der Zeitung die Bestsellerliste abgedruckt sah und mein Name zuoberst stand. Einfach unglaublich!

Verspüren Sie nun einen gewissen Erfolgsdruck? Ich denke gar nicht daran. Es gibt Leute, die mir sagen, nun da ich bereits bei meinem ersten Buch einen so grossen Erfolg erzielt habe, werde es künftig schwierig sein, alle würden weitere Erfolge erwarten. Ich tei-

le diese Meinung nicht. Ich schreibe nicht, um Bestseller zu schreiben, sondern weil es einem Bedürfnis entspricht.

Sie arbeiten an Ihrer Doktoratsarbeit zu Wallfahrten von Motorradfahrern. Basiert auch dieses Thema auf einem persönlichen Interesse? Ja, das spielt für mich eine grosse Rolle, ich kann so Arbeit und Vergnügen miteinander verbinden. Mir hilft meine Leidenschaft fürs Motorradfahren sehr: Man fühlt sich oftmals sehr alleine bei seiner Forschung und es gibt wirklich schwierige Momente in einem Doktorat. Darum erforsche ich ein Thema, das mich wirklich interessiert. So gehe ich auch gerne sonntags, wenn ich eigentlich frei hätte, an eine Segnung von Motorrädern, weil ich mit Freunden hingehen kann und mit meinem eigenen Töff. Das ist Vergnügen trotz Arbeit.



California Dream

Professeur de chimie à l'Université de Californie, Yves Rubin est un véritable chirurgien plastique des molécules. Son but: résoudre les problèmes énergétiques grâce aux nanotechnologies. Christine Carrard / septembre 2009

Yves Rubin, vous étiez encore étudiant lorsque vous avez fait votre baluchon pour la Californie... A l'époque, le Professeur Reinhard Neier m'avait fait profiter de ses contacts: je suis d'abord parti pendant un été, puis j'ai largué les amarres pour mon doctorat. Selon moi, il s'agissait d'une opportunité incroyable pour la recherche. Parallèlement, une belle rencontre a facilité mon adaptation. De toute manière, j'aime bien voyager et la Californie est sans doute l'endroit le plus agréable des Etats-Unis.

Cliché oblige, on vous imagine au bord de l'océan... Comment se déroule la journée d'un scientifique en Californie? Cela ressemble en partie aux clichés: j'aime beaucoup marcher au calme sur la plage le matin avant d'aller au travail – l'Université se situe à quelque dix minutes en voiture

de l'océan. Ce que j'apprécie aux Etats-Unis, c'est surtout la façon de vivre. Au niveau académique, on peut accéder beaucoup plus rapidement au rang de professeur qu'en Europe; on est également très indépendant et du point de vue de la recherche on profite d'une grande liberté, même s'il faut bien sûr beaucoup travailler. Je décomprime en jouant au roller hockey deux à trois fois par semaine et en me consacrant à la photographie, notamment lors de voyages en Asie ou à Hawaï.

Que gardez-vous de Fribourg? Les cours de Fribourg m'ont très bien préparé pour la suite de ma carrière: la petite taille de cette université permet de développer des rapports proches entre professeurs et étudiants. [...]



Comeback der anderen Art

Zwanzig Jahre nach seinem Olympiasieg nimmt Hippolyt Kempf 2010 in Vancouver wieder an Olympischen Spielen teil. Diesmal allerdings tritt der Ökonom nicht als Sportler an. Sandra Liechti / Dezember 2009

Sie haben in Calgary 1988 die Goldmedaille in der Nordischen Kombination gewonnen. Kommen Erinnerungen hoch, wenn Sie sich nun als Disziplinenchef für Nordische Kombination und Langlauf für Olympia vorbereiten? Ja, diese starken Emotionen verblassen nicht. Ein Schlüsselmoment war der Countdown zum ersten Sprung im Skisprung. Ich erinnere mich, wie ich gewartet habe, bis der Athlet sieben Startnummern vor mir gesprungen war, bevor ich meine Schuhe anzog.

Welche Fähigkeiten muss ein Spitzenathlet haben, um diesem Druck stand zu halten? Die Fähigkeit zur Konzentration, zur Fokussierung auf ganz spezielle Momente. Ich war am stärksten, wenn es drunter und drüber ging, wenn ich unter Hochdruck stand. Dann erbringe ich Spitzenleistungen.

Heute sind Sie Sportökonom. War es für Sie als ehemaliger Sportler einfacher, in diesem Bereich Fuss zu fassen? Jein. Es ist schwierig, als Ökonom anerkannt zu werden, wenn man aus dem aktiven Leistungssport kommt. Wahrscheinlich hätte ich es einfacher gehabt, wenn ich nach meinem Lizentiat in Volkswirtschaft bei einer gewöhnlichen Organisation im Finanzbereich eingestiegen wäre anstelle der Sportökonomie. **Wie erlebten Sie ihr Studium nach dem Rücktritt vom Spitzensport?** Der erste Winter an der Uni Freiburg war hart. Ich werde unzufrieden, wenn ich keinen Sport treiben kann. Die Jahre zuvor hatte ich ja bis zu 30 Stunden pro Woche trainiert.



La chirurgie côté cœur

Thierry Carrel opère un conseiller fédéral et gère un agenda de ministre. Ce grand spécialiste en chirurgie cardiaque nous raconte comment son travail fait battre son cœur. Farida Khali / mars 2010

Vous n'êtes pas seulement un technicien de la médecine, vous aimez aussi le côté humain... [...] Cela m'intéresse de savoir qui est derrière la personne que je vais opérer. Cela me permet de percevoir si ce sera compliqué, si le patient est convaincu ou réticent. Aujourd'hui, notre pratique est un peu banalisée. On opère des bébés de 800 grammes et des personnes âgées de 88 ans, alors on a l'impression que tout est possible. Le cœur représente un symbole très particulier pour les patients et certains d'entre eux éprouvent parfois le besoin de se confier à nous avec une profondeur étonnante.

Vous occupez une certaine fonction publique et n'hésitez pas à dire ce que vous pensez... C'est important pour vous de prendre position publiquement? Je me suis rendu compte que le grand public

n'a souvent qu'une vague idée de ce qui se passe. J'ai envie de m'engager pour une plus grande crédibilité de la médecine. J'aimerais que les gens sachent pourquoi cela coûte cher, pourquoi il y a parfois des problèmes, pourquoi il est difficile de faire des statistiques, pourquoi les nouveaux systèmes de financement suscitent des craintes, etc. D'un côté je suis un citoyen qui paie des impôts et qui profite du système et, de l'autre, je mets à disposition une certaine structure. Si je sais où est le problème, je ne peux pas me taire.

Quels souvenirs gardez-vous de vos débuts à Fribourg? De très bons souvenirs. Nous étions une minorité francophone, une quinzaine, peut-être une vingtaine d'étudiants sur 120. Les cours étaient très personnels et nous avions un contact relativement étroit avec les professeurs. [...]



Schön und glücklich

Sie gehört zu den bedeutendsten Schweizer Lyrikerinnen der Gegenwart und war die wohl berühmteste Nonne der Schweiz: Die 2011 verstorbene Schwester Maria Hedwig. *universitas* traf die Alumna ein halbes Jahr vor ihrem Tod. Nathalie Neuhaus/ Juni 2010

Welche Bedeutung hat das Schreiben für Sie? Es macht mich glücklich. Ich blicke auf mein menschliches und geistliches Befinden und betrachte mich wie in einem Spiegel. Als Tochter des Verlegers Otto Walter wurde mir das Schreiben in die Wiege gelegt, wie auch meinem Bruder, dem Schriftsteller Otto F. Walter. Mit 25 Jahren veröffentlichte ich meinen ersten Gedichtband. Lange glaubte ich als junge Frau, Sinn und Ziel meiner Begabung sei es, eine anerkannte Dichterin zu werden und ich begann an der Universität Freiburg Literatur zu studieren.

Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Studienzeit? Ich immatrikulierte mich damals in Phil. I und belegte Deutsche Literatur, Mittelhochdeutsch, dazu Weltgeschichte und Philosophie. Das wissenschaftliche

Studium liess sich aber nicht in mein Wesen integrieren, es blieb mir fremd. Trotzdem gefiel es mir an der Universität: Da waren die Studentenverbindung, meine Kommilitoninnen, die studentische «Mimenzunft», der Studentenball. Wir Studentinnen besuchten arme Familien unten an der Saane, ich schrieb und inszenierte mit den Kindern der Altstadt ein Weihnachtsspiel. Ich erinnere mich, dass ich zum Couleurball einen langen, weiten schwarzseidenen Rock, eine weisse Bluse und einen breiten, gerafften, mohnroten Seidengürtel trug. Ich liebte meine langen weiten Abendkleider für gesellschaftliche Anlässe, fand mich schön und war glücklich darin.



Stiller Schaffer

Im September 2010 eröffnete Alt-Bundesrat Joseph Deiss als Präsident die 65. Tagung der UNO-Generalversammlung in New York. Ein Jahr lang präsiidierte er das höchste Beschlussorgan der Vereinten Nationen. Andreas Minder / September 2010

Joseph Deiss, was wollen Sie als Präsident der UNO-Generalversammlung erreichen? Ich möchte die Glaubwürdigkeit und die Wirksamkeit der Generalversammlung stärken. Wir sind mehr denn je mit Problemen konfrontiert, die nach globalen Lösungen rufen: Armut, Migration, Wirtschafts- und Finanzkrise, Klimaerwärmung. Man hört oft, die UNO sei eine Schwatzbude – aber müssen Probleme denn nicht zuerst diskutiert werden, bevor eine Lösung gefunden werden kann? Wichtig ist jedoch, dass die Debatten zu Resolutionen führen, die dann auch angewandt werden.

Sie wählten einen Satz aus der Präambel zur Schweizer Verfassung als Motto ihrer Amtszeit: «Die Stärke einer Gemeinschaft misst sich am Wohlergehen des Schwächsten seiner Mitglieder.» Was heisst das

konkret für Ihre Arbeit? Ich werde jedem Mitgliedsland Gehör schenken, alle sollen spüren, dass sie respektiert werden und die gleichen Rechte haben, wie die anderen. Mein Präsidialjahr wird auch im Zeichen der Millenniums-Entwicklungsziele stehen. Das heisst, dass die Stärksten speziell Rücksicht nehmen müssen auf die Schwächsten.

Nach Ihrem Rücktritt aus dem Bundesrat ist es recht still um Sie geworden. Ich habe nicht den Drang auf den Frontseiten von People-Magazinen zu erscheinen. Meine Agenda ist voll: Neben dem Unterricht an der Universität Freiburg habe ich Mandate im universitären Bereich und in der Privatwirtschaft.



S'engager pour être utile

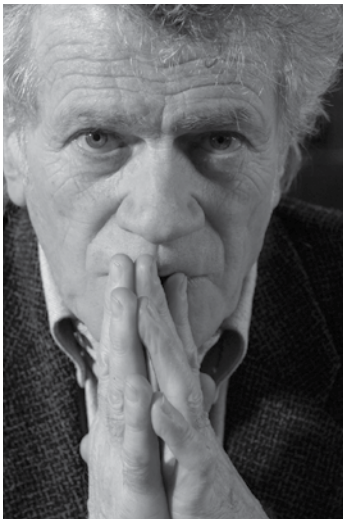
Après plusieurs années à la présidence du Sénat de l'Université et du Grand Conseil fribourgeois, Jean-Pierre Dorand se consacre pleinement à l'histoire. Avec, toujours, l'envie d'enseigner et de partager. Farida Khali / décembre 2010

Quels grands objets ont marqué vos années au Sénat? L'Université est un grand bateau, il faut du temps pour faire tourner cette machinerie. L'introduction de la 3^e année de médecine et l'installation de l'Institut Adolphe Merkle en sont d'excellents exemples. Nous avons également soutenu l'extension prochaine de Miséricorde en direction de la Tour Henri. Enfin, dans le cadre de la nouvelle politique de profilage des hautes écoles, les principes de collaboration et de concurrence entre les universités nous ont également beaucoup préoccupés. Il nous faut sans cesse réexaminer notre stratégie pour rester attractifs et concurrentiels.

D'où vient cette volonté de s'engager? Sans être prétentieux, il me semble que lorsqu'on dispose de certaines connaissances qui peuvent être utiles, il est important

de s'engager. On ne peut pas, évidemment, s'investir de manière égale dans tous les domaines, mais on peut se spécialiser. Pour ma part, je connais bien les questions de l'enseignement ou de la politique des transports. Il me semble d'ailleurs que les jeunes redécouvrent ce type d'engagement, malgré l'individualisme ambiant.

Et votre goût pour l'histoire contemporaine? Le goût pour le début du 19^e siècle m'est venu lorsque François Walter, aujourd'hui professeur à l'Université de Genève, m'a montré ses recherches sur le projet d'industrialisation de Guillaume Ritter. Ensuite j'ai été attiré par la réputation du Professeur Roland Ruffieux qui enseignait à l'Université de Fribourg.



Fribourg en poésie

Loin des étiquettes, Alberto Nessi chante la poésie du quotidien. L'écrivain tessinois, professeur de littérature italienne, se souvient de ses années fribourgeoises entre passion littéraire et vie estudiantine. Farida Khali / mars 2010

Vous n'aimez pas être catalogué, mais votre amour des mots fait-il de vous un «porte-parole»? [...] Quand j'écris, mes ancêtres prolétaires m'observent derrière mon bureau. Le problème, au-delà des choix thématiques et idéologiques, c'est la question formelle, le «comment»: le choix du mot juste. Sans tomber cependant dans le formalisme qui étouffe souvent la littérature. Donc, j'aimerais être poète et narrateur. Sans adjectif.

Quels souvenirs gardez-vous de votre séjour à Fribourg? J'étais fasciné par la Basse-ville et par les deux femmes qui m'hébergeaient à l'avenue de Rome: deux sœurs qui avaient géré une auberge en Gruyère. Elles m'ont fait don d'une bouteille de véritable absinthe et d'une cuillère percée qui servait pour le rituel de

cette boisson interdite. Dans mon premier recueil, en plus d'une poésie intitulée *A Maria da Friborgo*, il y a un texte bref que j'ai dédié à l'une des sœurs logeuses. Il s'intitule: *Per la vecchia mademoiselle*. [...] Si je repense à Fribourg, je revois, en plus des deux «demoiselles», quelques femmes que j'ai aimées, mes compagnons de boisson, le bistrot où j'ai chanté une chanson sur mon texte et la musique d'un ami, des épisodes de vie estudiantine et la tentative de créer un syndicat d'étudiants qui aurait mis fin aux anachroniques associations estudiantines. Et aussi quelques professeurs: le Père Giovanni Pozzi, qui m'a appris comment lire un texte et le Professeur Albérès, dont me plaisait l'accent non parisien et la passion littéraire qui le dominait.



Filmchef mit Stallgeruch

Ivo Kummer hat 22 Jahre lang die Solothurner Filmtage geleitet und selber Filme produziert. Jetzt wird er Chef der Sektion Film beim Bundesamt für Kultur – ein Seitenwechsel, der ihm nicht leicht gefallen ist. Andreas Minder / Juni 2011

Sie geben für Ihr neues Amt vieles auf. Was werden Sie am meisten vermissen?

Neulich machte das Tessiner Fernsehen ein Kurzporträt über mich. Eine Aufnahme zeigt mich im Schneiderraum. Als ich das sah, haben mich die Gefühle übermannt. Die kreative Auseinandersetzung beim Schneiden, das Filmemachen überhaupt: das werde ich nicht mehr haben. Ich musste meine Produktionsgesellschaft, die ich während 24 Jahren aufgebaut habe, in neue Hände übergeben. Aber ich hoffe, dass ich zwischen durch eingeladen werde zu Dreharbeiten, dann rieche ich wieder den Stollen. Denn Stallgeruch muss man behalten, sonst wird man zum abgehobenen Funktionär.

Sie haben an der Universität Freiburg studiert. Wie ist es dazu gekommen und inwiefern hat es Ihre Karriere beeinflusst?

Schon im Gymnasium war mir klar, dass ich Richtung Film gehen wollte. Ich habe mich vor allem in London umgesehen. Aber die Liebe kam dazwischen und ich konnte mir nicht mehr vorstellen, nach England zu gehen. Deshalb suchte ich in der Schweiz und wurde in Freiburg fündig, am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft mit den Richtungen Print und elektronische Medien. Das wurde der Schlüssel zu meiner Karriere. Stephan Portmann, der ehemalige Leiter der Solothurner Filmtage, dozierte Filmanalyse am Institut und war der Grund, weshalb ich in Solothurn mitzuarbeiten begann.



Donner du sens à ses actes

Paul Grossrieder est certainement l'almunus qui incarne le plus concrètement l'esprit de l'humanitaire. L'ancien directeur du CICR a toujours fait preuve d'un engagement sans faille, à l'époque universitaire déjà... Farida Khali / octobre 2011

Quel souvenir gardez-vous de vos années universitaires à Fribourg?

J'ai vécu en 1968 à Fribourg. C'est quelque chose de marquant, parce que, même en tant qu'étudiants dominicains, nous étions à la pointe de certains changements. Quand je suis entré en Faculté de théologie, tous les cours étaient en latin. Pour certains c'était à peu près acceptable, mais pour d'autres, cela n'avait plus aucun sens. Les cours de morale par exemple: le latin ne propose pas de termes adaptés à l'époque contemporaine. Alors nous avons milité et fait mettre à la porte un professeur. C'est ainsi qu'est arrivé Pinto de Oliveira, un professeur brésilien extrêmement ouvert aux problématiques contemporaines. Nous nous sommes aussi battus pour que les étudiants soient représentés au Sénat et, comme à l'époque

il n'y avait que des cours magistraux, nous avons réclamé l'introduction de séminaires. **L'engagement représente-il un moteur pour vous?** Tout ce que je fais doit avoir un sens. Il faut une certaine curiosité intellectuelle pour les réalités du monde, mais le vrai moteur, c'est l'humain, qui fait le lien entre toutes les cultures et les traditions. J'ai pu le vérifier de manière concrète au CICR, dans des situations très difficiles. [...] Je suis convaincu de l'universalité de l'expérience humaine. C'est pourquoi quand j'étais chef de délégation, j'expliquais souvent à mes collaborateurs: «N'argumentez pas [...]. Parlez plutôt de solutions concrètes, vous vous retrouverez».



Prägende Studienzeit

Auf ihrem Weg aus dem Bündnerland ins Bundeshaus hat Bundeskanzlerin Corina Casanova auch an der Universität Freiburg Halt gemacht. Die Jahre an der Alma Mater haben die polyglotte Juristin geprägt. Claudia Möri / Dezember 2011

Sie bezeichneten die Aufgabe als Bundeskanzlerin als schönsten Job, den man in der Schweiz haben kann – auf dem Logenplatz der Geschichte. Als Bundeskanzlerin sitzt man mittendrin im politischen Geschehen. Denn die Bundeskanzlei ist nicht nur Stabsstelle des Bundesrats, sondern auch Scharnierstelle zum Parlament. Ein Logenplatz in der Geschichte ist eben dort, wo die Politik spielt. Dort, wo die Zukunft unseres Landes gestaltet wird.

Welche Erinnerungen haben Sie an die Stadt Freiburg und insbesondere an die Universität Freiburg? Ich habe diesem Ort viel zu verdanken. Meine Französischkenntnisse. Meine erste WG. Aber auch die Bekanntschaft mit Mitarbeitern des IKRK, die mich veranlasst hat, später ebenfalls als IKRK-Delegierte zu arbeiten. Die Universität

Freiburg hat mir auch den Boden bereitet für meine jetzige Tätigkeit als Bundeskanzlerin. **Sie haben sich auf Umwegen für ein Studium der Rechtswissenschaften an der Freiburger Alma Mater entschieden...** Zuerst habe ich mich für Pharmazie eingeschrieben. Es war damals der einzige Beruf, in dem Frauen Teilzeit arbeiten konnten. Nach ein paar Monaten habe ich umgesattelt und Jus studiert. Anwältin zu werden war mir wichtiger als Teilzeitarbeit. Und Freiburg hat ja eine renommierte rechtswissenschaftliche Fakultät.



Cinéma en plan large

Thierry Jobin a toujours été mordu de cinéma. Mais si le directeur artistique du Festival International de Films de Fribourg a choisi un cursus en linguistique, n'en doutez pas, c'est pour mieux revenir au 7^e art. Farida Khali / mars 2012

Quand on est autant passionné par le cinéma, pourquoi suivre des études de linguistique à Fribourg? En 1987, quand on habite dans le Jura, travailler dans le cinéma, c'est presque inimaginable. C'est pourquoi je me suis tourné vers le journalisme. J'avais le choix entre Neuchâtel et Fribourg, mais, à Fribourg, une fois par mois pendant 4 heures, il y avait un cours de cinéma. J'ai aussi fait de la sociologie, de la littérature française, pour exercer mon sens critique, et de la philologie romane. Mais c'est la linguistique française que j'ai choisie pour rédiger mon mémoire: «Voie de fait, fait de voix». J'y analysais les marques d'oralité dans 25 dialogues du cinéma français. Je me suis basé uniquement sur des scènes d'engueulade, partant du principe que, normalement, dans ce cas, on fait moins attention à la langue.

Quels souvenirs gardez-vous de vos années universitaires? C'étaient vraiment de belles années. Je vivais avec deux copains à la Grand-Fontaine. Nous étions les premiers à habiter dans les nouveaux bâtiments, à côté du funiculaire. Le loyer n'était pas cher, parce qu'il y avait encore des pierres qui tombaient et cassaient les vitres de la cuisine. Cet appartement est aussi devenu mon bureau, où je travaillais le jour pour l'Université et la nuit pour les journaux et la radio.

Entre passion et approche académique, comment qualifieriez-vous votre rapport au cinéma? Le plus important est de garder un côté ludique et émerveillé. Il faut toujours essayer de trouver d'autres moyens de donner envie d'aller au cinéma. [...]



Die Ruhe nach dem Sturm

33 Jahre lang galt Pierre Nideggers Leidenschaft der Polizeiarbeit. Die mit der Pension gewonnene Zeit verbringt der ehemalige Kommandant aber nicht mit dem Lesen von Krimis. Er hat eine ganz andere Welt entdeckt. Claudia Brühlhart / Juni 2012

Nach dem Studium der Rechtswissenschaften haben Sie schon sehr bald bei der Polizei angefangen. Ein langegehegter Wunsch? Ich wusste bereits im Collège, dass ich Polizist werden will. Also musste ich ein dazu passendes Studium finden. Den Entscheid, Recht zu studieren, habe ich nie bereut. Gerade die Vorlesungen in Strafrecht bei Prof. François Clerc haben mich geprägt – Clerc war ein ausgezeichnete Dozent.

Braucht es einen Uniabschluss, um bei der Polizei Karriere zu machen? Ich kenne keinen Kommandanten, der keinen Hochschulabschluss hat. Gerade in der Schulung der Polizeiaspirantinnen und –aspiranten ist es von Vorteil, wenn man auf eine gewisse Bildung zurückgreifen kann. Noch wichtiger aber ist, dass man Gefallen daran findet, die Jungen auf ihrem Weg zu begleiten.

Wie schwer ist Ihnen der Schritt in den Ruhestand gefallen? Die Polizei war mein Leben. Natürlich fehlt mir diese Arbeit, auch wenn sie sehr intensiv war. Aber ich hatte nie ein Bett im Büro, habe immer aufgepasst, dass mein Beruf nicht das Familienleben auffrisst.

Haben Sie mit der Pension eine neue Leidenschaft gefunden? Tatsächlich habe ich ein neues Steckenpferd gefunden: Ich bin Vorstandsmitglied der «Amis de l'Abbaye d'Hauterive». Es geht darum, Geld zu finden für das Kloster, sei dies durch das Organisieren von Konzerten und Klosterbesuchen oder auch durch den Verkauf von Produkten im Klosterladen.



Conseiller d'Etat à 34 ans

Pierre Maudet est le plus jeune ministre de l'histoire du Canton de Genève. Son parcours dément Coluche qui disait: «pour être politicien, c'est cinq ans de droit et tout le reste de travers». Jean-Christophe Emmenegger / octobre 2012

Natif de la ville de Genève, pourquoi étudier le droit à l'Université de Fribourg?

En fait, je n'ai pas continué les études directement après ma maturité, en 1997. J'ai fait passablement de service militaire, j'ai voyagé et j'ai très vite travaillé pour mon propre compte. En 2001, j'ai eu envie de reprendre un cursus académique et j'ai choisi le droit, en me disant que cela me serait utile quoi qu'il advienne. J'ai alors choisi la Faculté de droit de l'Université de Fribourg, non seulement pour son excellente réputation et sa dimension bilingue, mais aussi parce que cela me permettait d'étudier anonymement.

Quels souvenirs gardez-vous de vos études à Fribourg? Des amitiés estudiantines, des professeurs marquants, des modules de droit européen passionnants, une semaine

d'immersion à Strasbourg, au Luxembourg et à Bruxelles extraordinairement riche... Mais, paradoxalement, mes premiers souvenirs, ce sont les voyages quotidiens en train depuis Genève, durant mes trois premières années de fac. C'était à chaque fois l'occasion, non seulement de rencontrer du monde, de potasser tranquillement ou de profiter du paysage pour m'évader, mais aussi de prendre du recul par rapport à mon activité politique d'alors, déjà intense. J'avais aussi le sentiment curieux de changer de monde tout en restant dans le même pays.

Vue de Genève, Fribourg doit vous paraître lointaine? Fribourg reste définitivement chère à mon cœur et je m'y sens un peu comme à la maison quand je m'y rends et que je descends dans mes lieux fétiches, le Belvédère, le Chasseur, le Midi, le Gothard. [...]



Den Fünfer und das Weggli

Ein Leben auf der Bühne, unsted und intensiv, oder eine akademische Karriere? Die Entscheidung, sich ganz dem Gesang zu verschreiben, ist René Perler nicht leicht gefallen. Bereit hat er sie nie. Claudia Brühlhart / Dezember 2012

Lag die Entscheidung auf der Hand, das Singen zum Beruf zu machen? Ja und Nein. Nach dem Gymnasium habe ich ein Zwischenjahr eingeschoben, um mich intensiv dem Gesang zu widmen, gleichzeitig aber auch die Vorlesungen der Musikwissenschaft an der Universität Freiburg zu besuchen. Danach war klar: Ich will singen – und ich will studieren.

Weshalb noch ein Studium, wenn Ihnen klar war, dass Sie singen wollen? Ich hatte das Glück, schon früh mit der akademischen Welt in Kontakt zu kommen und zwar durch meinen Grossonkel, Mgr. Othmar Perler, der in den 1950er-Jahren Rektor der Universität Freiburg war. Mein Grossonkel hat in Europa und Nordafrika in Antiquariaten nach den Folianten der Erstausgabe der Werke des Heiligen Augustinus gesucht – und er

hat es geschafft, die Erstausgabe wieder zusammenzukriegen. Diese Sammlung aus dem 17. Jahrhundert stand also in seiner Bibliothek und dazu hat er mir gesagt: «Weisst du, ich muss nicht mehr reisen, ich habe die Welt bei mir.» Dieser Satz ist mir geblieben! **Wie haben Sie das Studium erlebt?** Ich hatte das Glück, sehr gute Dozenten zu haben. Darunter Luigi Ferdinando Tagliavini, wohl einer der letzten, der als Musikwissenschaftler wie auch als Musiker erfolgreich war. Tagliavini ist ein exzellenter Organist; Frescobaldi spielt niemand wie er. Sowieso: Die Musikwissenschaften an der Uni Freiburg sind klein, aber sehr fein.



Décodage d'un « Dicodeur »

Vous ne connaissez pas son visage? Normal; le dicodeur Marc Boivin est avant tout une voix et une plume. Entre ses activités d'écrivain, d'humoriste et de greffier, le caméléon est difficile à débusquer... Magali Jenny / mars 2013

Vous semblez très attaché à Fribourg, pourquoi? C'est simple, parce que Fribourg, une fois qu'on y met les pieds, ça colle! [...] Je m'y sens à la maison, depuis toujours. C'est une des raisons qui m'ont fait choisir l'Université de Fribourg.

Pourquoi avez-vous décidé d'étudier le droit plutôt que la littérature française, par exemple? Parce que j'aime la littérature, précisément et que je ne voulais pas en être dégoûté! Il faut dire aussi que c'est moins difficile d'étudier le droit et de se former à la littérature en autodidacte à la maison que le contraire. Je pouvais me permettre de manquer des cours pour lire et aller au cinéma. Je travaillais la matière à mon rythme. J'ai vite constaté qu'étudier la littérature donne un regard créatif sur le droit; savoir écrire pour faire passer une idée avec efficacité est une

aide précieuse. Et soyons francs: les perspectives professionnelles en tant que juriste étaient meilleures qu'en tant que comique. Je ne regrette pas ce choix, j'adore mon métier de juriste.

Avez-vous de bons souvenirs de vos études à Fribourg? Sincèrement, je n'ai presque aucun souvenir de cette époque. J'étais très peu sur le campus. La seule chose que j'avais en tête, c'était les dates des examens. Mais j'ai quand même profité de la vie académique: je faisais partie de la rédaction de *Spectrum* et j'ai amélioré mon jeu de cartes avec les étudiants valaisans! Aujourd'hui, la formation est trop scolaire. C'est une hérésie, l'uni c'est la liberté intellectuelle. Elle devrait aider à devenir adulte.



In der Geschichte verwurzelt

Sein erster Fund war ein Schneckenfossil. Die Faszination für das Vergangene hat Ivan Mariano behalten; heute erforscht der Leiter des Museums Murten aber lieber Zeitquellen als die heimatische Erde. Astrid Tomczak-Plewka / Juni 2013

Waren Sie schon als Kind fasziniert von der Vergangenheit? Ja, immer! Das hat wohl mit meiner Familiengeschichte und Erziehung zu tun. Meine Eltern stammen aus Italien. Sie waren an Geschichte interessiert und wir haben in den Ferien in Italien oft die Ausgrabungsstätten in Pompeji und Rom besucht. Als ich klein war, wollte ich Archäologe werden. Ich habe dann tatsächlich mit meinem Bruder eine kleine Grabung gemacht und wir haben auch ein Fossil gefunden. Es war ein Stück Plastik mit dem Abdruck eines Schneckengehäuses darauf.

Hat ihre Lebensgeschichte die Berufswahl beeinflusst? Ja, insbesondere die Jugendjahre. Für meine Freunde in Italien war ich kein richtiger Italiener und hier in der Schweiz war ich kein richtiger Schweizer. Da fragt man sich schon, wer man ist, woher

man kommt. Und dann kommt die Frage nach der Vergangenheit.

Wie prägend war die Stadt Murten? Wer hier lebt, ist von Geschichte umgeben! Ich lebe hier seit meiner Kindheit, heute sogar in der Altstadt, im «Städtli». Wenn ich in Murten spaziere, bestaune ich die alten Mauern immer noch wie ein Kind. Ich komme auch oft abends ins Museum, wenn es schon geschlossen ist. Für mich lebt dieses Gebäude, jeder Gegenstand, jeder Balken hat eine Geschichte.



Entre culture et science

L'ancien responsable du Service de communication du Fonds national suisse est aujourd'hui le chef du Service de la culture du Canton de Fribourg. Philippe Trinchon sait décidément faire pétiller votre curiosité. Farida Khali / septembre 2013

Art et sciences sont les deux pôles récurrents de votre parcours... Quel est le rapport entre ces deux mondes?

Ce sont des jumeaux! Le chercheur, comme l'artiste, est curieux et souhaite dépasser l'horizon du connu et du sensible. Simplement, les approches diffèrent. Je sens cette même dynamique en moi, mais ce qui me caractérise plus particulièrement, c'est l'envie d'établir un lien entre les deux. Médiation scientifique ou culturelle, c'est un peu pareil: elle consiste à ouvrir des mondes spécialisés et à les rendre plus intelligibles ou, à l'inverse, à les interroger à travers des questions de société. Je me situe sur le pont entre les deux. Vous savez, je n'ai pas étudié les sciences naturelles ou techniques, mais l'histoire avec le Professeur Francis Python, qui m'a énormément appris tant du point

de vue scientifique qu'humain. L'histoire est un élément de culture, évidemment, mais la science historique, comme les sciences sociales, permet d'interroger la culture, l'art et le patrimoine. Cela va dans les deux sens!

La cause de la communication scientifique a-t-elle avancé? L'université n'est plus isolée dans sa tour d'ivoire. Le scientifique est conscient qu'il doit interagir avec la société et c'est un changement de paradigme fondamental. [...]

Concrètement, quels sont les conseils que donnez-vous aux scientifiques?

Qu'ils devraient acquérir des compétences communicationnelles et savoir écouter l'autre avant de transmettre leurs connaissances. Tous les publics ne sont pas intéressés à recevoir une leçon! [...]



Kultur als Elixier

Hans Jürg Zinsli hat sein Leben der Literatur, dem Film und der Musik verschrieben. Als Filmkritiker nimmt er Einfluss auf das filmische Schaffen, als Autor trägt er zum Kunstschaffen selber bei. Elsbeth Flüeler / Dezember 2013

Was bedeutet Ihnen Kunst? «Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen», schrieb Johann Wolfgang von Goethe. Kürzlich habe ich dies bei *Gravity* von Alfonso Cuarón erlebt: Der Film spielt im Weltall und eine total entfesselte Kamera vermag dies in der Schwerelosigkeit ästhetisch perfekt auf die Leinwand zu bringen. Ich sass im Kino und wusste nicht, wie mir geschah. **Sie sind an die Universität Freiburg gekommen, um Deutsche Literatur und Journalismus zu studieren. Weshalb Freiburg?** Ich ging den Weg vieler Bündner und Rätomanen. Freiburg war damals etwa gleich gross wie Chur, überschaubar; im Proseminar gab es ein Dutzend Studierende und nicht hundert, wie in Zürich. Das gab den Ausschlag, zusammen mit dem praktisch orientierten Lehrgang für Journalismus.

Sind Sie Filmkritiker bei der Berner Zeitung und machen als Mitglied der Schweizer Filmakademie Vorschläge für die Nomination des Schweizer Filmpreises. Wie steht es um den Schweizer Film?

1998, als ich als Filmkritiker anfang, gab es 20 bis 30 neue Schweizer Filme pro Jahr. Heute ist es einer bis zwei pro Woche. Das spricht für unser Filmschaffen, rein quantitativ. Auch die Qualität ist beachtlich. Der Schweizer Film stösst im Ausland auf hohe Resonanz. Als Filmjournalist habe ich trotzdem ein Problem: Es gibt viel mehr Filme als früher, aber weniger Platz in der Zeitung, um alle angemessen zu würdigen.

Impressum

Magazine scientifique de l'Université de Fribourg
n° 3 - 2014
Communication et Médias
Université de Fribourg
Av. de l'Europe 20, 1700 Fribourg
026 300 70 34
communication@unifr.ch

Responsables rédaction & publications
Claudia Brühlhart, Farida Khali

Rédacteurs
Jean-Luc Brühlhart, Elsbeth Flüeler, Magali Jenny,
Anne-Sylvie Mariéthoz, Beate Metz, Patricia Michaud,
Nathalie Neuhaus, Philippe Neyroud, Astrid Tomczak-
Plewka, Camille Tissot

Secrétariat
Antonia Rodriguez, Marie-Claude Clément

Layout
Jean-Daniel Sauterel

Tirage
14'000 exemplaires, papier FSC certifié
Imprimerie Canisius, Fribourg

Prochaine parution
juin 2014

Les opinions exprimées dans les articles d'*universitas* ne reflètent pas forcément celles de la rédaction. Meinungen, welche in den Artikeln von *universitas* zum Ausdruck kommen, widerspiegeln nicht automatisch die Meinungen der Redaktion.

